
KIRCHE IM LÄNDLICHEN RAUM

2019 | 70. Jahrgang



DIE BEHERR- SCHUNG VERLIEREN

Wider den Machbarkeitswahn



INHALT

WORUM ES GEHT

- 4** *Peter Riede*
Die Beherrschung verlieren
Biblich-theologische Überlegungen wider den Machbarkeitswahn
- 7** *Michael Schwartz, Jonathan Lübke*
Leben ist keine Managementaufgabe
- 11** *Werner Schwarz*
Landwirtschaft: Wir können Staffellauf, nicht Sprint
- 15** *Falk Schünemann*
Mit Mitgefühl zur Geogerechtigkeit

ÖKONOMISCHE PERSPEKTIVEN

- 18** *Sarah Rabe*
Tourismus als Alternative für eine nicht nachhaltige Fischerei?
Kampong Phluk in Kambodscha
- 21** *Matthias Gebauer*
Die Stadt trägt Früchte, und doch hungert sie
- 23** *Franz Josef Müller*
Erbeerbau im Tunnel: Gut für Mensch und Umwelt
- 24** *Marcus Rode*
Vom Chirurgen zum Landwirt

SOZIALE DIMENSIONEN

- 37** *Matthias Jung*
Erfolgreich Scheitern
- 39** *Christiane Mayer*
Mit uns im Gleichgewicht
- 41** *Ulrike Peine*
In der Bahnmissionsmission gestrandet – Schutzmomente unterwegs
- 43** *Frauenhaus Trier*
Auf dem Weg in ein selbstständiges gewaltfreies Leben
- 45** *Monika Nack*
Armut auf dem Land
Wenn das (Mit) Machen schwer wird
- 47** *Claudia Gebauer*
Das Prinzip Umuganda
Freiwilliger Arbeitseinsatz für die Gemeinschaft in Ruanda

GEISTLICHE ASPEKTE

- 49** *Kerstin Menzel*
Wir wissen, was wir wollen
Zur Kritik einer kirchlichen Grundhaltung
- 51** *Mareile Preuschhof*
Von der Hebamme zur Äbtissin
- 52** *Susanne Schneider-Riede*
Wenn alles still ist, geschieht am Meisten
Nicht nur bei und in Manager*innen!
- 53** *Rolf Brauch*
Nicht zu früh aufgeben
Hoffnung schöpfen aus den Erfahrungen des Petrus

ARBEITSHILFE ZU ERNTEDEANK

- 26** *Peter Riede*
Doch Wachstum und Gedeihen steht in des Himmels Hand
Durch Dank und Freude zur Gelassenheit des Glaubens finden
- 28** *Stefan Berk*
Erntedank in der Krise?
Gottesdienstentwurf zu Jesaja 58, 7-12
- 33** *Cornelia Dassler*
Hunger im Herzen und Durst in der Seele
Jugendgottesdienst zu Jesaja 58

LESER/INNEN-UMFRAGE

- 59** **Wie gefällt Ihnen »Kirche im ländlichen Raum«?**

POSITIONSPAPIER

- 57** **Das inhabergeführte landwirtschaftliche Familienunternehmen**

RUBRIKEN

- 3** Editorial
55 Nachrichten
60 Impressum



**IHR PASSWORT
ZUM ABOBEREICH AUF
WWW.KILR.DE:
KILR2019-Kontrolle**



LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

haben wir längst die Beherrschung verloren in unserem Umgang mit unserer Mitwelt? Nutzen wir sie über alle Maßen – und merken erst jetzt allmählich, dass wir dabei sind, die Lebensgrundlagen unserer Kinder und Enkel zu zerstören? Oder ist es gerade anders herum: beherrschen wir inzwischen das Leben so sicher, dass mehr Menschen als je zuvor durch Impfungen vor frühem Tod bewahrt werden und prozentual weniger Menschen hungern?

In der Redaktion hat uns beschäftigt, wieso Veränderungen unserer Lebensweise uns so schwer fallen, selbst wenn wir längst erkannt haben, dass wir wie bisher nicht weitermachen können, dass es so wie bisher nicht weitergehen kann. Als wir uns für das Thema entschieden, war Greta Thunberg in Deutschland noch unbekannt, es gab noch keine Fridays for future Demonstrationen, der Hitzesommer 2018 ging gerade zu Ende. Zwischenzeitlich ist das Thema nach Kontrolle und Kontrollverlust bezogen auf das Klima in aller Munde. Fakten, die seit 1972 bekannt sind, sind in ihrer Tragweite nicht nur in der politischen Debatte, sondern auch in den Klassenzimmern und auf den Straßen angekommen.

Dass wir dabei nicht mehr nur auf Deutschland oder Europa bezogen denken können, machen in diesem Heft viele der jüngeren Autorinnen und Autoren deutlich. Sie erzählen von ihren Erfahrungen mit den Veränderungen in dieser Welt und wie Menschen darauf reagieren. Sie erzählen vom Aufbrechen und Gestalten, vom Anpassen der Tradition an die neuen Erfordernisse, vom Misslingen und Gewinnen. Sie suchen das Gespräch mit anderen Kulturen, sie suchen gemeinsame Wege. Da begegnen sie dann auch denen, die sich verausgabt haben, die müde geworden sind und trotzdem nicht aufgeben, sondern Wege aus den Krisen suchen.

In vielen Artikeln leuchtet etwas von der Überzeugung auf, dass es Sinn macht, sich in dieser Welt zu engagieren – allen anderen Erfahrungen zum Trotz. Der Weg führt nicht über das Beherrschen der Dinge und anderer Menschen, sondern über das Vertrauen in zukunftsfähige Gemeinschaft. Dann wächst die Bereitschaft, Ressourcen verantwortlich zu nutzen, mit Vertrauen zu verändern, was einem selbst und anderen schadet, sich selbst zu begrenzen, um den Grad der Freiheit vieler zu mehren.

Bitte geben Sie uns Feedback, wie Ihnen das Heft gefällt. Sie können dazu Seite 59 oder das Web-Formular nutzen. Herzlichen Dank!

Anke Kreutz
Anke Kreutz

1. WORUM ES GEHT

DIE BEHERRSCHUNG VERLIEREN

BIBLISCH-THEOLOGISCHE ÜBERLEGUNGEN WIDER DEN MACHBARKEITSWAHN

Peter Riede

Ich bin nicht Herr und Herrin der Welt, auch nicht in meinem Haus, meinem Garten, meiner Familie oder Kommune. Die Frage nach den Grenzen meiner Möglichkeiten begleitet mich täglich als eine Frage des Schöpfers an mich: „Was erlaubst du dir?“¹

„Ein neuer Gesellschaftsvertrag bietet die Basis für den Ruck, der heute angesichts der Bedrohungen des Lebens und Überlebens durch die Gesellschaft gehen muss. Es geht darum, mit dem ‚business-as-usual‘ zu brechen und sich gemeinsam auf eine unabweibare Priorität zu konzentrieren, nämlich die Zukunft zu verteidigen. Viel wird davon abhängen, ob die Neue Internationale für eine zukunftsfähige Welt rechtzeitig an Boden gewinnt und eine Wende im Gang der Industrialisierung herbeiführen kann.“²

Mit dieser Feststellung endet die vom Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland und Brot für die Welt gemeinsam herausgegebene Studie „Zukunftsfähiges Deutschland“. Und dies zurecht. Denn mit dem Klimawandel, den unzähligen sozialen und religiösen Auseinandersetzungen, dem unglaublichen Verbrauch von Ressourcen und den Veränderungen im Rahmen des Lebenshauses Erde ist für die heute lebenden Generationen ein so großes Problemfeld eröffnet, dass eine grundlegende Transformation des menschlichen Verhaltens nötig ist.³

So stellt sich die Frage: Müssen wir angesichts der ökologischen Katastrophen, die noch drohen und zugleich schon ein gewaltiges Ausmaß angenommen haben, und auch angesichts der sozialen Problemlagen in vielen Ländern der Erde nicht die Beherrschung

verlieren? Und zwar in dem doppelten Sinn des Wortes: Indem wir einerseits zornig und erregt darauf reagieren und uns eben nicht mit dem Vorfindlichen und scheinbar Unabänderlichen abfinden, so wie die Schülerinnen und Schüler bei den Fridays for Future-Demonstrationen der letzten Wochen und Monate. Indem wir uns andererseits auch die nötige Selbstbeherrschung gegenüber der Natur und der Schöpfung auferlegen, die dann mit weitreichenden Konsequenzen für den Lebensstil verbunden sein muss. Diese Selbstbeherrschung aber betrifft die Ideologie des Wirtschaftswachstums, den Konsum einschließlich des Energieverbrauchs, den Umgang mit Böden und Wasser, die Mobilität und Vieles mehr.

DIE IDEOLOGIE DES FORTSCHRITTS UND IHRE FOLGEN

Die Ideologie der Machbarkeit hat lange Wurzeln. Sie reicht zurück in die Zeit der beginnenden Industrialisierung.

Seit dem Zeitalter der Industrialisierung und dem damit verbundenen Fortschritt innerhalb von Technik und Wissenschaft war das uneingeschränkte Herrschaftsrecht des Menschen, das mit der Ausbeutung und Verzweckung der Natur verbunden war, lange Zeit ein mehr oder minder unhinterfragtes Postulat. Der Mensch müsse sich die Natur zu eigen machen, er müsse sie zu seinen Zwecken nutzen und formen. Damit aber wurde die Diastase zwischen Welt und Mensch immer größer. Die Welt galt immer mehr als formbar, gestaltbar, sie wurde den Bedürfnissen des Menschen angepasst, auch wenn das mit großen Einschnitten in die Natur einherging und -geht. Der Mensch machte sich die Natur zunutze. Daher stand vor allem ein eher technischer Umgang mit der Natur im Blick, der sich auf das „Machen“, „Herstellen“ oder „Produzieren“ bezog. „Die Natur verlor dabei zunehmend ihren Subjektcharakter und wurde zum bloßen Objekt, zum Rohstoff für technische Innovationen zum Zwecke menschlicher Bedürfnisbefriedigung“.⁴ Die Natur wurde gleichsam säkularisiert. Der immer stärker werdende Drang zur Beschleunigung in der industriellen Produktion, aber auch in den normalen Lebensabläufen brachte und bringt es mit sich, auch die Welt so zu gestalten, dass diese Beschleunigung möglich wird. Gleichzeitig wird in Kauf genommen, dass Lebensräume für andere Lebewesen immer mehr eingeschränkt werden und Menschen in ihren Lebensbedingungen und Lebensmöglichkeiten deutlich beschnitten werden. Zu erinnern ist hier nicht nur an das weltweite Artensterben, sondern auch an die gesundheitsbedrohenden Arbeitsbedingungen vieler Menschen in der Landwirtschaft oder beispielsweise der Textilindustrie, vor allem in Südamerika oder Asien. Nicht umsonst findet sich bereits in der aus dem Jahr 1975 stammenden Erklärung der Fünften Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Nairobi der Satz: „Niemand darf seinen Wohlstand vergrößern, solange nicht alle das Existenzminimum haben“.

Auch heute noch, nachdem wir mittlerweile mehr als vierzig Jahre intensive Debatten über Umweltkrise und Umweltschutz hinter uns haben, bestimmt das Prinzip Fortschritt viele Prozesse innerhalb der Gesellschaft. Die immer stärker fortschreitende Globalisierung bringt es dabei mit sich, dass Verhaltensregeln und Veränderungsprozesse nicht mehr nur national, sondern grenzüberschreitend bedacht werden müssen, um zu einer Veränderung zu gelangen. Wichtig ist in diesem Zusammenhang die Erkenntnis, dass die ökologische und die soziale Frage sich nicht widersprechen, sondern in einem unmittelbaren Zusammenhang zu sehen sind. Der Klimawandel zeigt es in besonderer Weise, verschärft er doch in vielen ärmeren Staaten des Südens Hunger und Armut und trägt dort zu einer Ausbreitung von Gewalt bei.

„MACHET EUCH DIE ERDE UNTERTAN“ ODER HERRSCHAFT IN DEN GRENZEN DER SCHÖPFUNG?

Die Fortschrittsidee der Neuzeit ist stark anthropozentrisch angelegt. Tiere wurden als Automaten, als biologische Mechanismen angesehen, etwa bei dem Philosophen René Descartes, und die Welt als Maschine, die der Mensch zu beherrschen und zu optimieren hat, zu seinem Nutzen und nach seinen Bedürfnissen. Häufig wurden für die Rechtfertigung dieser Idee auch biblische Texte herangezogen. Der sogenannte „Herrschaftsauftrag“ in Gen 1,26–28, der unter dem Stichwort „Machtet euch die Erde untertan“ eine unheilvolle Wirkungsgeschichte entfaltet, ist nur ein Beispiel für die Beanspruchung biblischer Texte zur Legitimation des modernen Fortschrittswahns.⁵

Die Forschung der letzten Jahre hat aber eindeutig gezeigt, dass dieser und andere biblische Texte nicht eindimensional anthropozentrisch ausgelegt werden dürfen und erst recht nicht das moderne Fortschrittsdenken mit all seinen allseitig bekannten Negativauswirkungen stützen. Der Mensch ist nach Gen 1 vielmehr als Bild Gottes Repräsentant und Stellvertreter Gottes auf Erden. So hat er die Aufgabe, sich verantwortlich gegenüber dem Lebensraum „Erde“ und den Lebewesen darin zu verhalten. Es geht bei der Beauftragung also nicht um rücksichtslose Verfügungsgewalt, sondern darum, für die schöpfungsgemäße Lebenswelt aller Lebewesen zu sorgen. Oder anders gesagt: Es geht um tätige Verantwortung für das Ganze der natürlichen Schöpfungswelt. Der Mensch nimmt nach biblischer Vorstellung eine Zwischenstellung zwischen Gott und Welt ein. So betont Psalm 8, dass er „wenig niedriger als Gott gemacht“ sei (Ps 8,6), dennoch bleibt er Kreatur, Geschöpf wie die Welt und alles, was zur Welt gehört, auch wenn er deutlich davon abgehoben bzw. herausgehoben wird. Der gottebenbildliche Mensch hat als Repräsentant des Schöpfergottes für die Schöpfung und die Geschöpfe zu sorgen und somit die von Gott gesetzte und als sehr gut qualifizierte Ordnung in der Schöpfungswelt zu erhalten. Die Welt, die Schöpfung ist somit nicht Objekt, dem willkürlich zu begegnen ist, sondern der Umgang mit ihr steht unter dem Vorzeichen des göttlichen Segens, der dem Auftrag an den Menschen vorausgeht. Diesem lebensstiftenden Segen Gottes soll der Mensch Entfaltungsraum geben. Der Herrschaftsauftrag ist also Auftrag an den Menschen, seine Verantwortung gegenüber der gesamten Schöpfungswelt wahrzunehmen. Das aber heißt automatisch: Selbstbegrenzung und nicht Schrankenlosigkeit, Demut statt Machbarkeitsstreben.

ALTERNATIVE WAHRNEHMUNGEN DER WELT IM NEUZEITLICHEN CHRISTENTUM

Auch im neuzeitlichen Christentum finden sich übrigens Gedanken, die die Welt und die Natur nicht unter dem Aspekt „Unterwerfung“ oder „Beherrschung“ betrachten, sondern voller Staunen und Hochachtung die unermessliche Größe und Vielfalt, ihre Ordnung und ihren Zusammenklang erkennen. „Noch weit bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein wurde im neuzeitlichen Christentum die Natur von den Menschen wahrgenommen in einer agrarisch-handwerklichen, von der Handarbeit geprägten Kultur. Natur war ihnen ihre lebendige Mitwelt, auf die sie angewiesen waren, die sie nutzten und der sie zugleich ausgesetzt waren. Sie war ihnen in ihrem Bestand vorgegeben und – in all ihrer Bedrohlichkeit – doch freundlich. Denn sie wurde als Gabe des Schöpfers angesehen, der ein Freund des Lebens ist und die Macht hat, das Bedrohliche in Schranken zu halten. So war diese Naturauffassung immer auch von Staunen, Dank und Bewunderung geprägt: Bewunderung darüber und Dank dafür, daß sie überhaupt der Arbeit der Menschen an ihr und seinem Bedarf, also ihrem ‚Nutzen‘ zugänglich und aufgeschlossen ist.“⁶

Belege für diese Auffassung der Welt finden sich vielfältig im Evangelischen Gesangbuch. Lieder von M. Claudius („Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land“: EG 508), P. Gerhardt („Geh aus, mein Herz, und suche Freud“: EG 503), Chr. F. Gellert („Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht“: EG 506) oder M. Behm („Wie lieblich ist der Maien“: EG 501) belegen diese dankbare Haltung gegenüber der natürlichen Welt, die sich der Mensch in schonender und gerade nicht in ausbeuterischer Weise nutzbar machen durfte. „Auf den Gedanken ..., die Natur' ... ‚auszubeuten', also ihr das Eigene zu nehmen, sie einzig und allein zu verwerten und zu verbrauchen, kam in dieser traditionellen Naturauffassung niemand. Dieser Gedanke ... wäre ja auch völlig abwegig gewesen. Nie wurde in ihr der Schöpfungsauftrag des Menschen, sich die Natur untertan zu machen, so begriffen, als hieße das, die Natur zum bloßen ‚Objekt', zum bloßen verwertbaren ‚Material' zu machen“.⁷



STATT DES LEITBILDS „FORTSCHRITT“ DAS LEITBILD „LEBEN“

Während in den letzten beiden Jahrhunderten das Leitbild des Fortschritts im Vordergrund stand, durch das die Welt in umfassendem Maße verändert und der Mensch zugleich in den Mittelpunkt aller Entwicklungen gestellt wurde, stehen wir heute vor der Aufgabe, die dadurch entstandenen Probleme und Verirrungen aufzuarbeiten. Dabei wäre es sicher hilfreich, das in der Bibel dominierende Leitbild „Leben“, das für die ganze Schöpfungswelt bestimmend ist, wieder zu entdecken.⁸

Das ist nicht gleichbedeutend mit Naturromantik oder einem naiven „Zurück zur Natur“. Es geht vielmehr um die Option, die Welt als Lebensorganismus mit vielfältigen Lebensvollzügen wahrzunehmen und in all dem das Geheimnis der Gottesherrschaft zu erkennen. Es



DER AUTOR:

Prof. Dr. Peter Riede ist Kirchenrat in der Evangelischen Landeskirche in Baden.

geht darum, die Schöpfung als den Ort zu erkennen, in dem der heilende und rettende Gott offenbar werden will.

Wir müssen uns darum fragen lassen: „Ist es nicht Gewinn, Mensch und Natur im Rahmen nicht einer vom Menschen für sich gesetzten, sondern einer vorgeordneten Qualität von Welt zu sehen, die ihr der Schöpfer zugunsten allen Lebens verliehen hat und an der auch der menschliche Umgang mit der Natur Norm, Maß und Grenze finden muß?“⁹

Wo diese Frage positiv beantwortet wird, ist die „Abkehr von der Dominanz des menschlichen Maßes“¹⁰ innerhalb einer neuen Schöpfungsethik die logische Folge. Daraus resultiert aber, dass der Natur und der außermenschlichen Schöpfung Eigenwerte und Eigenrechte zugesprochen werden, die unabhängig von Wirtschaftsinteressen und Wohlstandsbedürfnissen des Menschen bestehen.

So könnte der Mensch in guter Weise die Beherrschung verlieren. Das könnte einhergehen mit der Wiederentdeckung der Schönheit der Schöpfung, der ich mit Achtung und Dankbarkeit begegne. Das könnte aber auch bedeuten, Widerstand zu leisten, „gegen alle Leben zerstörenden Werte und Systeme, wo immer sie in unserer Wirtschaft, unserer Politik und selbst in unseren Kirchen am Werk sind“.¹¹ Die Beherrschung zu verlieren ist Ausdruck eines grundlegenden Wandels, weg von grenzenlosem Wachstum um jeden Preis hin zu einer Ethik des Genug. Das könnte aber auch der Anfang einer umfassenden spirituellen Erneuerung sein, die angesichts der aktuellen ökologischen und sozialen Krisen neu mit Gottes Geist rechnet und letztlich zur Freiheit der Kinder Gottes führt, von der Paulus im Römerbrief in so eindrucksvoller Weise spricht:

»Denn auch die Schöpfung selbst wird befreit werden aus der Sklaverei des Verderbens zur Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes.« Röm 8,21



Quellen:

1. 7. Tagung der 10. Synode der EKD, Bremen, 02.–05. November 2008: Kundgebung zu Klimawandel – Wasserwandel – Lebenswandel.
2. Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt. Ein Anstoß zur gesellschaftlichen Debatte. Eine Studie des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt, Energie, hg. vom Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland, und Brot für die Welt. Evangelischer Entwicklungsdienst, Frankfurt 3. Aufl. 2009, 609.
3. Vgl. dazu auch: Zukunft entdecken – Veränderung entwickeln. Dokumentation einer großen Werkstatt Transformation der Evangelischen Landeskirche in Baden im Juni 2014 (hg. vom Evang. Oberkirchenrat Karlsruhe), Karlsruhe 2015 (weitere Information dazu abrufbar unter https://www.archiv.ekiba.de/html/content/grosse_transformation.html).
4. Einverständnis mit der Schöpfung. Ein Beitrag zur ethischen Urteilsbildung im Blick auf die Gentechnik und ihre Anwendung bei Mikroorganismen, Pflanzen und Tieren. Vorgelegt von einer Arbeitsgruppe der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh 1991, 56.
5. Vgl. dazu Einverständnis mit der Schöpfung, 58.
6. Vgl. Einverständnis mit der Schöpfung, 58.
7. Einverständnis mit der Schöpfung, 60.
8. Vgl. dazu E. Zenger, „Du liebst alles, was ist“ (Weish 11,24). Biblische Perspektiven für einen erneuerten Umgang mit der Schöpfung, Bibel und Kirche 44 (1989) 138–147, bes. 140–142.
9. O.H. Steck, Der Wein unter den Schöpfungsgaben. Überlegungen zu Ps 104, in: ders., Wahrnehmungen Gottes im Alten Testament. Gesammelte Studien (TB 70), München 1982, 240–261, 258.
10. Chr. Link, Schöpfung. Schöpfungstheologie angesichts der Herausforderungen des 20. Jahrhunderts (HAST 7/2), Gütersloh 1991, 485.
11. Ökumenischer Rat der Kirchen 2012: Gemeinsam für das Leben: Mission und Evangelisation in sich wandelnden Kontexten (abrufbar unter: <https://www.oikoumene.org/de/resources/documents/commissions/mission-and-evangelism/together-towards-life-mission-and-evangelism-in-changing-landscapes>).



LEBEN IST KEINE MANAGEMENTAUFGABE

Michael Schwartz, Jonathan Lübke

Das Leben, der Alltag: Wie ein Terminkalender. Nicht nur bei der Arbeit, auch im Privatleben erscheinen viele Tätigkeiten wie etwas, das es abzarbeiten gilt. Das Essen mit der (Patchwork-) Familie gerade noch zwischen Feierabend und Sportprogramm einschieben. Der Freund, der am Telefon sagt, dass man sich gerne treffen könne, er aber nur eine Stunde Zeit habe, weil er noch woanders hin muss. Der Urlaub, der von vorne bis hinten bis ins letzte Detail geplant ist, während den to-do-Listen auch in Übersee weiter nachgejagt wird. „Nur keine Ruhe aufkommen lassen“.

All diese Alltagserscheinungen verweisen darauf, dass Menschen in modernen Gesellschaften ihr Leben gewissermaßen als Management-Aufgabe wahrnehmen, in welcher sie eben entsprechend kalkulieren und planen müssen, um tätig und erfolgreich zu sein. Welche Entwicklungen dazu geführt haben, dass Menschen sich als die „Unternehmer ihrer Selbst“⁴¹ verstehen, und warum sich das in Hinsicht auf menschliche (Sinn-) Erfüllung und echte Zufriedenheit häufig als kontraproduktiv erweist, ist Thema dieses Artikels. Darüber hinaus versuchen wir, Antworten darauf zu geben, wie diese moderne Selbstinterpretation den allseits verspürten individuellen Druck auf die Lebensgestaltung und damit einhergehende Verlust- und Versagensängste erzeugt.



Es gibt geschichtliche Entwicklungen, die diese Verhältnisse begünstigt haben. Einerseits ist das die enorme Beschleunigung in allen Bereichen des sozialen, politischen und wirtschaftlichen Lebens, auf die an anderer Stelle genauer eingegangen wird.² Eine wesentliche Ursache für die Herausbildung der Unternehmer-Egos ist die Auflösung klassischer biografischer Strukturen. Bis ins 20. Jahrhundert war der Lebensweg und der Status in der Gesellschaft stark durch Geburt, das Berufsbild der Eltern und deren gesellschaftlichen Rang festgelegt. Als Kind hat man sich nicht überlegen müssen „was man wird“, allerdings hat man es auch nicht dürfen. Dennoch sind Sie gut beraten, das nicht vorschnell als eine Befreiungsgeschichte zu lesen, denn „der Einzelne wird zwar aus traditionellen Bindungen und Versorgungsbezügen herausgelöst, tauscht dafür aber die Zwänge des Arbeitsmarktes und der Konsumexistenz und der in ihnen enthaltenden Standardisierungen und Kontrollen ein.“⁴³ In modernen Gesellschaften sind Menschen darauf angewiesen, ihren Platz in der Gesellschaft zu erstreiten, ohne dass sie gefragt werden, ob sie das wollen oder nicht. Das ist ein Projekt permanenter kompetitiver Aushandlung. Um seinen Stand zu halten, aufzusteigen oder sich sonst irgendwie zu positionieren, bedarf es der individuellen Planung und Steuerung des Lebens – zwei Begriffe aus dem Vokabular eines Managers. Um in möglichst vielen Bereichen konkurrenzfähig zu bleiben, wird an allen Stellschrauben optimiert. Man merkt, dass man schon gar nicht mehr weiß, ob man nun von Menschen („Ich-AG“) oder von Unternehmen spricht.

Heutzutage erleben wir eine subtile Verführung zum Unternehmertum und damit zur Selbstaussbeutung, im Unterschied zu früheren Ausbeutungsformen durch das Außen.

Der Verantwortung, die der einzelne nun für alle seine Geschicke und Positionen trägt, versucht man, sich über den Begriff der Individualisierung zu nähern. Denn es scheint offensichtlich, dass das individuell-bestimmen-Müssen zu einem höheren Grad individuelle Persönlichkeitsmuster nach außen tragen kann. Aber auch hier gilt Vorsicht, denn „diese Ausdifferenzierung von „Individuallagen“ geht [...] gleichzeitig mit einer hochgradigen Standardisierung einher. Genauer gesagt: Eben die Medien, die eine Individualisierung bewirken, bewirken auch eine Standardisierung.“⁴⁴ Dieser Satz stammt aus der Hoch-Zeit des Fernsehers und des Radios. Er erweist sich in Zeiten der (a)sozialen Netzwerke im Internet geradezu als prophetisch. Je schärfer ich mein Profil mache, desto mehr greift die algorithmisierte Standardisierungsmaschinerie auf mich zu. Je „individueller“, desto standardisierter. Wir haben nicht nur häufig das Gefühl, alles sei widersprüchlich(er) geworden, es ist tatsächlich so.

Jürgen Habermas hat das Phänomen, dass die Logik des Kapitals sich in alle Bereiche des menschlichen Lebens ausbreitet, als Kolonialisierung der Lebenswelt(en) beschrieben. Auch Max Weber wusste schon, dass die Gesellschaft sich die Menschen, die sie benötigt, selbst heranbildet. Da haben wir sie nun, die produktiven Hochleistungsmaschinen menschlicher Art als Pendant zur technischen Gigantomanie.

Die oben erwähnte Algorithmisierung eröffnet ein spannendes Kapitel menschlicher Beziehungen in der Moderne: Die „Liebes“-Beziehungen, die algorithmisierte „Partnerwahl“, von welcher sich Millionen von Menschen erhoffen, „die große Liebe“ zu finden. Das moderne Wort „Partner“ suggeriert schon die Vertraglichkeit (im Kontrast zur Verträglichkeit) der Beziehung, ganz im bürgerlichen Sinne Kants. Zu dieser Allgegenwärtigkeit des Vertragsprinzips schreibt Ulrich Bröckling: „Ausgehend von der Beobachtung, dass in der Gegenwart das Vertragsprinzip auch auf bislang nicht kontraktuell geregelte Beziehungen ausgreift und zugleich die spezifische Form des ökonomischen Vertrages andere Vertragstraditionen zurückdrängt, wird [...] untersucht, wie die Transaktionskostenökonomik [...] Fragen sozialer Organisation generell als Vertragsprobleme definiert und unterschiedliche vertragliche Arrangements strikt im Hinblick auf anfallende Transaktionskosten bewertet. Die Entscheidung für diese oder jene Form kontraktueller Vereinbarungen folgt damit selbst einem unternehmerischen Kalkül.“⁴⁵

Was hier etwas wissenschaftlich verkläusert daherkommt, ist nichts Anderes als die Kolonialisierung der Lebenswelt(en) durch die Ökonomie. Entscheidend für uns ist, dass hier wiederum ein Teil des menschlichen Lebens, der das Potenzial zur Sinnerfüllung und das Gefühl der Geborgenheit verspricht, von der Marktlogik besetzt wird, auf welche der Einzelne im Gegenzug mit möglichst unternehmerischem Verhalten reagieren muss, um im entsprechenden Segment konkurrenzfähig zu bleiben.

Im Gegensatz zu vielen anderen sozioökonomischen Situationen fallen in der Landwirtschaft Lebensentwurf und ökonomische Grundlage häufig noch zusammen. Aber auch hier leiden viele unter der sogenannten Paternalisierung des Marktes. Ein Bauer, der marktbedingt von Milchwirtschaft auf Hühnerzucht umstellen muss, war vielleicht schon sein ganzes Leben lang Milchbauer und versteht sich auch darüber. Um seine Existenz zu sichern, muss er sich unversehens in einem anderen Segment profilieren, in welchem er sich eventuell nicht gut auskennt, und zu welchem er keinen wirklichen (praktisch-körperlichen) Bezug hat. Das ist eine Form marktbedingter Entfremdung, die seinen Alltag anstrengender und grauer macht, obwohl er vielleicht mehr Geld verdienen wird.

Ein weiterer gewichtiger Grund für die Herausbildung der Unternehmer-Menschen ist der ebenfalls von Max Weber diagnostizierte „Transzendenzverlust“ in der Moderne. Früher war das Leben viel mehr, wenn nicht ganz und gar, von Gott abhängig. Gleichzeitig gab es für jeden Gläubigen ein Jenseits. Der Weg dahin war immer etwas unterschiedlich, aber es ging darum, dass der Mensch ein Ziel und eine Aufgabe hatte, welche seinem Leben einen Sinn verlieh, woran er einen Halt hatte: Etwas, das wertvoll war, und woran er glauben konnte. Ein Leben nach den Regeln Gottes zu führen, bedeutete, für das Seelenheil in der Ewigkeit vorzusorgen.

Moderne Menschen dagegen glauben nicht mehr an eine transzendente Welt. Stattdessen versuchen sie, in ihrer begrenzten Lebenszeit ein möglichst hohes Maß an Erlebnisdichte zu erzeugen. Optionsvielfalt erzeugt Zeitknappheit. Wenn man nach dem Abi nicht in Neuseeland war, den Mount Everest bestiegen hat, durch den Atlantik geschwommen ist oder einen gefilmten Fallschirmsprung von sich hat usw., dann hat man auch nichts (Relevantes) vorzuweisen. So wie sich früher teilweise die Leute in ihrer Frömmigkeit überboten haben, machen das moderne Menschen mit Lifestyle-Elementen. Das kann alles Mögliche sein: Der riesige Fernseher, der edle Gin, der tolle (!) Urlaub, das Lesen aller Dostojewskis in einem Jahr, die Buddha-Statue, usw. Das Spannende und zugleich Traurige daran ist, dass Menschen versuchen, hierüber Individualität und Authentizität zu gewinnen, sich dabei aber verlieren. Wachsende Konsumanreize, der Optionsreichtum, zunehmende Komplexität und die Vereinnahmung durch die Algorithmen sorgen zwangsläufig für ein zunehmend entfremdetes Lebensgefühl.

An dieser Stelle möchten wir auf ein Phänomen verweisen, das diese Entfremdung immer weiter verstärkt; man könnte es den „spirituellen Materialismus“ nennen. Das Unbehagen, das den Menschen seit Beginn dieser Entwicklungen dabei begleitet, und die entsprechenden Gegenreaktionen wurden aus unternehmerischer Perspektive wiederum realisiert und absorbiert, vgl. die langen Bücherregale voll mit Ratgebern („Wie Sie Ihr Leben in nur einer Woche in den Griff kriegen!“, „Erfolgreich sein in allen Bereichen. Diese 20 Tipps helfen Ihnen dabei“, „Werde unwiderstehlich: Wie du dir deinen Traummann angelst“, usw.).

Es ist kein Geheimnis, dass viele Wall-Street-Broker „Buddhisten“ sind: Schließlich muss man ja

irgendwo das Karma wieder reinholen, das man jeden Tag verzockt. Die gesamte orientalische Philosophie und Lebensführung sind, so wie sie im Westen im wahrsten Sinne des Wortes „vermarktet“ werden, ein Paradebeispiel für kapitalistische Vereinnahmung. Junge Menschen etwa meinen, nach Nepal reisen zu müssen, um zu sich selbst zu finden.

All das sind Indizien für den spirituellen Materialismus, d.h., dass ursprüngliche Gedanken über den Menschen und sein Wesen, die Meditation und viele andere Gegenbewegungen zur Kapitalisierung und damit dem unternehmerischen Selbst, von der zweckgebundenen Unternehmerperspektive korrumpiert worden sind. Genau deshalb können sie ihre genuine



Kraft nicht mehr entfalten. Das Spirituelle wurde vom Wahren zur Ware und verliert dadurch sein Potenzial der Sinnentfaltung. Es wird behandelt wie etwas Materielles, das man sich anschaffen muss, um glücklich zu sein. Es wird etwas angeklebt, was eigentlich erlebt werden muss. Dies ist der Fallstrick moderner, unternehmerischer Menschen, die sich dann wundern, dass sich trotz der Achtsamkeitstrainings über YouTube und dem Feng Shui-Tisch von IKEA keine Ausgeglichenheit in ihrem Leben einstellt.

Unternehmerische Menschen leiden zusätzlich unter einem Machbarkeitswahn. Die ganze Welt ist ein Kausalgemenge, in das man entsprechend eingreifen muss, um vorteilhaft daraus hervorzugehen. In dieser Vorstellungswelt schaffen sie sich auch die spirituellen Dinge an, wie etwas, das man an sein Ego anheftet. Das Problem ist, dass sie ihre Bezugnahme zur Welt ändern müssen, um an die gewünschten Gehalte heranzukommen. Unter dem Motto von „ich mach das jetzt, um zu ...“ verschwindet eben das, worum es wirklich geht, zu Gunsten des Zwecks („Der Weg ist das Ziel“). Eine echte Lösung von entsprechender Welthaltung kann nur über ein Loslassen gelingen. Aber etwas zu lassen, das fällt uns Menschen viel schwerer als eben etwas zu machen.

Ein schönes Beispiel ist u.E. die Klimapolitik, in welcher man seit Jahren überlegt, was man alles machen könnte. Wir wissen, dass trotz „ehrgeiziger Ziele“ genau das Gegenteil geschehen ist. Wir müssen vielmehr darüber diskutieren, was wir alle endlich lassen



Quellen:

1. Die Formulierung „Das unternehmerische Selbst“ ist geborgt von Ulrich Bröckling. S. Endnote 5.
2. Siehe: Rosa, Hartmut: Beschleunigung. Die Veränderungen der Zeitstrukturen in der Moderne. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main, 2005.
3. Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main, 1986, S. 211.
4. Ebd., S. 210.
5. Bröckling, Ulrich: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Suhrkamp Verlag, 2007, S. 15.
6. Ebd., S. 17.

müssen! Hier schließt sich noch ein weiterer Gedanke an: Es geht um ein „zur Ruhe kommen“, um Gelassenheit. Das Gehetze, der Stress, die vielen Aufgaben. Wir versuchen gegenzusteuern, indem wir noch mehr machen! Zur Ruhe kommen wir jedoch durch Besinnlichkeit, durch ein uns – Zurücknehmen oder durchaus auch über ein Gebet. Es ist die Haltung des „Sich-nicht-über-Andere-Stellens“ und der Bescheidenheit, welche unternehmerische Menschen vermissen lassen, denn sie sind topinformiert über alles, was es zu tun gibt. Ihre Haltung drängt stets auf die nächste (ego-bezogene) Aktion. Sie halten es für einen Verlust, für ein Versäumnis, eine gegebene Option nicht zu realisieren.

Das grundlegende Problem, was mit dieser modernen Art der Weltbezugnahme (unternehmerisch, kalkulierend) einhergeht, ist die schon angesprochene Äußerlichkeit der angestrebten Güter. Es ist kein Geheimnis, dass Menschen in modernen Gesellschaften trotz ihrer materiellen Überversorgung nicht gerade zu den Glücklichen zählen. Aber warum? Nachweislich sind sehr viele Lotto-Gewinner einen Monat nach dem Gewinn eben nicht glücklicher oder zufriedener als vorher. Es ist wie beim „Shoppen“ oder dem neuen, technischen Produkt, das man sich zulegt: Meist dient es nicht einem individuell sinnstiftendem Zweck. Meist ist es eine kurze und oberflächliche Befriedigung, die nicht dauerhaft zufrieden und ausgeglichen macht, anstelle einer Berührung, die einen Zugang zur Innerlichkeit bietet und die das Gefühl eines guten Lebens vermittelt.

Freilich, die Angebotspalette für die kurzweiligen Befriedigungen steigt Tag für Tag. Sie haben aber alle das Problem, zu keiner tieferen Befriedigung zu führen. Das liegt daran, dass man mit solchen Produkten meist keine starken Wertungen verbinden kann. Es ist einfach kein substanzieller Wert, einen möglichst großen Fernseher zu haben oder einen Netflix-Premium-Account. Dass Menschen sich häufig außerhalb dieser Angebote gar nichts vorstellen können, was sie interessiert, oder wofür sie sich einsetzen wollen, spricht nicht für eine Fortschrittlichkeit der Reflexivität unter modernen Bedingungen.

Das, was man eine Sinnerfahrung nennt, kann nur entstehen, wo die Innerlichkeit eines Menschen berührt wird. Was ist mir wirklich wichtig im Leben? Warum bin ich eigentlich hier und wo will ich hin? Ist mir bewusst, dass ich eines Tages sterben werde? Was wäre angesichts dieser Tatsache Wertvolles zu tun? Es sind diese existenziellen Fragen, welche in der Moderne so anachronistisch erscheinen. Wenn man einfach nicht weiß wohin, und sich fragt: Wer bin ich eigentlich und was sind meine wesentlichen inneren Antriebe?

Um dies für sich zu klären, bedarf es einer tiefen, emotionalen Reflexion. Wenn sich Menschen daran orientieren, was ihnen wirklich wichtig ist, führt das zu Verbundenheit. Ein Arbeitsplatz, der nur ihre Könnensqualitäten (skills, Kompetenzen) anspricht, aber ihr Wollen, ihre emotionalen Grundbedürfnisse außer Acht lässt, macht sie dauerhaft nicht zufrieden. Dies gilt für jedes andere Umfeld genauso. In seiner Analyse des „unternehmerischen Selbst“ kommt Bröckling zu dem Schluss: „Je klarer sich im Fortgang die Konturen des unternehmerischen Selbst abzeichneten, desto deutlicher traten auch seine Schattenseiten hervor: Die Unabschließbarkeit der Optimierungszwänge, die unerbittliche Auslese des Wettbewerbs, die nicht zu bannende Angst vor dem Scheitern. [...] Das Unbehagen [ist] noch in dem Maße gewachsen, in dem sich zeigte, wie die Marktmechanismen gegenstrebige Impulse entweder absorbieren oder marginalisieren.“⁶

»Wenn sich Menschen daran orientieren, was ihnen wirklich wichtig ist, führt das zu Verbundenheit.«



DIE AUTOREN:



Jonathan Lübke studierte Soziologie und Philosophie mit den Schwerpunkten Sozialphilosophie und philosophische Anthropologie und arbeitet derzeit als Trainee am ilea-Institut.



Michael Schwartz leitet das Institut für integrale Lebens- und Arbeitspraxis (ilea) in Esslingen. Der Diplom-Physiker arbeitete vor seiner Beratertätigkeit fast zwei Jahrzehnte als Führungskraft und Projektmanager in der Software-Industrie.

Wie kommen wir da wieder raus? Wichtig ist, dass Menschen sich ihrer inneren Grundmotivationen bewusst zu werden und entsprechende Bedürfnisse zu stillen suchen. Damit können sie Stress und Unausgeglichenheit vorbeugen und den Grundstein für einen sinnvollen eigenen Lebensentwurf legen.

Oft geht es um ein Zurückfahren des Egos, um eine Be-Sinnung. Einfach ist das angesichts der systemischen Zwänge sicher nicht, aber das im Unterschied zu ökonomischen Ressourcen unbegrenzte Gut des Altruismus erscheint als ein perspektivischer Ansatz: Eine Bereitschaft zum Teilen und Zusammenarbeiten ist bei allen Völkern dieser Erde zu finden. Eine offene Gesellschaft, in welcher sich Vertrauen, Fairness und Solidarität entwickeln können, ist das Ziel. «



LANDWIRTSCHAFT:

WIR KÖNNEN STAFFELLAUF, NICHT SPRINT

Werner Schwarz

Beherrschung als Aufgabe der der Landwirtschaft? Beherrschung – dieses Wort kenne ich gut aus meiner eigenen, aus heutiger Sicht sicherlich strengen christlichen Erziehung. Als Gegenteil einer Laissez-faire-Erziehung übrigens, die es auch damals schon gab. Es ging um Selbstbeherrschung. Darum, nicht einfach aus der Haut zu fahren, sondern überlegt und abgewogen zu reden und zu handeln. Es ging um Zielorientierung. Das muss man üben, dazu braucht es Anleitung und Vorbild. Mit Machbarkeitswahn im Sinne moderner Selbstoptimierung hatte es wenig zu tun.

Beherrschung – das ist ein Wort, zu dem ich als Landwirt eine durchaus zwiespältige Beziehung habe. Denn wir Landwirte müssen unser Metier sicherlich beherrschen. Und dieses als solches ist eine immer größere Herausforderung. Das Wissen nimmt zu (wie bringen wir es in die Köpfe der Landwirte?), die Umsetzung der Theorie in die Praxis wird unterstützt von immer mehr Technik (was erledigen heute Algorithmen, was muss man selber können?) und begleitet durch immer mehr Vorgaben (was hilft wirklich, was lenkt ab oder macht unsere Arbeit unmöglich?).

Nicht ohne Grund haben die meisten Bauern heute nach der Lehre die Höhere Landbauschule absolviert, sind studiert, bilden sich laufend fort und nehmen umfangreiche Beratung in Anspruch. Breites Wissen und

Können sind die Grundvoraussetzung für das Ausüben dieses besonderen Berufes.

Und am Ende ist es doch das Auge des Herrn, das das Vieh mästet und die Pflanze fördert.

Dem gegenüber aber beherrschen wir doch recht wenig von dem, was wir tun. Wir beherrschen weder Wetter noch Tier und Pflanze, nicht den Markt oder den Verbraucher. Wir richten uns nach wechselnden Bodenverhältnissen, Niederschlagsmengen und Temperaturen. Kennen wir die Verhältnisse auf unserem Betrieb genau, dann können wir darauf aufbauend gute Erträge erwirtschaften. Aber eine Garantie gibt es nicht.

Das unterscheidet Landwirtschaft von vielen anderen Berufen, in denen etwas erzeugt wird. Wir arbei-



ten nicht im Rahmen einer Fabrik, unter weitgehend kontrollierbaren Bedingungen. Unsere Fabrik ist der Acker oder der Stall, und wir passen uns an das an, was wir vorfinden. Wir haben mit Leben zu tun, und das Leben stellt völlig andere Ansprüche als ein Rohstoff oder ein Werkstück. Kurz gesagt: Wir unterstützen natürliche Vorgänge, statt sie zu beherrschen.

Je besser wir diese Unterstützungsleistung vollbringen, mit desto besseren Erträgen werden wir belohnt, wenn wir die Zeichen der Natur richtig deuten. Aber es bleibt dabei: Wir können lediglich helfen, dass Boden, Tier und Pflanze ihr Potenzial entfalten. Darüber hinaus sind uns die Hände gebunden.

Das Bemühen um Beherrschung natürlicher Vorgänge in der Landwirtschaft gab es immer wieder, aber es hat genau so oft zu einem Kontrollverlust geführt. „Ohne Gott und Sonnenschein bringen wir die Ernte ein.“ Dieser Slogan aus der Zeit des Sozialismus in Ostdeutschland wurde von den Bürgern der DDR schnell umgedichtet in: „Ohne Sonnenschein und Gott macht die LPG bankrott.“

Ähnliche Erfahrungen hat jede Form der Landwirtschaft hinter sich. Gegen die Naturgesetze können wir sicherlich eine Zeitlang verstoßen, aber eben nicht dauerhaft. Der Biogas-Boom, der von der Politik angestoßen wurde, hat uns dieses wieder gelehrt. Wurden anfangs auch moorige Flächen aus der Grünlandnutzung genommen und mit Mais bestellt, so hat sich dieses inzwischen weitgehend erledigt. Weil es einfach nicht geht. Der Denkkzettel der Natur erfolgt nicht in



Form von Strafzetteln. Er erfolgt in Form von Mindererträgen. Der Lerneffekt der Bauern ist hier sehr schnell und hoch!

Dass Missernten aber selbst dann nicht auszuschließen sind, wenn wir scheinbar alles richtig machen, lehrt uns das vergangene Dürrejahr. Landwirtschaft lehrt Demut, keinen Wahn. Mit einem Machbarkeitswahn als inneren Antrieb ist in der Landwirtschaft also kein Staat zu machen. Das sollte sich übrigens auch der Staat vor Augen führen, der uns heute immer mehr Möglichkeiten nimmt, auf die oben beschriebenen natürlichen Vorgänge zu reagieren.

Widersprechen die zeitlichen Düngevorgaben dem Wetter, passen die Vorgaben zur Schweinehaltung nicht zum Verhalten der Tiere, widerspricht eine Marktorganisation dem Verbraucherwunsch, dann wird der Machbarkeitswahn schnell zur Ideologiefalle. Pflanzen und Tiere wachsen nicht nach Ideologien oder Glaubenssätzen, sondern nach den Gesetzen der Natur. Und die sind – Gott sei Dank – unerbittlich.

REDEN UND MACHEN: WAS WOLLEN VERBRAUCHERINNEN WIRKLICH?

Dennoch: „Machen“ wollen gerade junge Leute, und wir sollten das nicht verhindern. Denn es ist gut und das Recht der Jugend, etwas bewegen zu wollen. Allerdings beobachte ich, dass dies heute oft in der Forderung resultiert, dass andere machen sollen. Auch die Landwirtschaft macht diese Erfahrung; am Beispiel des bayrischen Volksbegehrens „Rettet die Bienen“ (<https://volksbegehren-artenvielfalt.de>) wird es deutlich: 18,4 Prozent der Wahlberechtigten fordern 30 % Ökolandbau. Leider liegt der Anteil der verkauften Produkte mit Öko-Label nur im einstelligen Bereich.

Das heißt, die genannten 18,4 Prozent machen nicht; sie fordern, ohne Eigenverantwortung übernehmen zu wollen. Das lässt uns Landwirte ratlos zurück. Woran sollen wir uns nun orientieren? An der Forderung oder an dem Kaufverhalten? Ich meine, hier wäre „machen“ durchaus angesagt. Wer die Agrarwende fördert, der kann sie nämlich heute schon kaufen! Öko, Tierwohl, regional oder „frei von...“ liegen bereits heute im Regal.

Die Agrarwende hat immer einen persönlichen Touch, sie fängt nicht beim Bauern an, sondern bei jedem von uns. Ich frage ganz ernsthaft: Wollen wir sie wirklich? Oder wünschen wir sie uns nur? Wir Bauern werden weiter auf die Marktsignale reagieren. Das sind wir unseren Betrieben, vor allem aber unseren Familien schuldig.

BEGRENZTE ERDRESSOURCEN – WAS MACHT DIE LANDWIRTSCHAFT?

Dämpfend wirkt sich auf die Idee der menschlichen Machbarkeit aus, dass wir bei steigender Weltbevölkerung inzwischen deutlich die Endlichkeit unserer Ressourcen vor Augen gemalt bekommen. Seit Jahrzehnten nimmt die Weltagrarfläche nur noch marginal zu. Auch die Ertragskurven in Ländern mit moderner Landwirtschaft und hohen und vor allem stabilen Erträgen flachen ab. Die Zahl der Menschen aber steigt ebenso lange unaufhaltsam.

Ein Drittel der Erde ist nicht mit Wasser bedeckt. Ein Drittel davon ist für den Menschen nutzbar. Wiederum ein Drittel davon ist ackerbaulich nutzbar. Deshalb halte ich fest: Unsere wertvollste Ressource ist der Boden! Auf dieser Fläche sollen wir in Zukunft zehn oder gar zwölf Milliarden Menschen ernähren, zugleich erneuerbare Energie erzeugen, verstärkt Naturschutz betreiben, leben und wohnen. Zeitgleich soll unsere Landwirtschaft mehr für den Klimaschutz machen, das Tierwohl verbessern und den Gewässerschutz intensivieren, um nur einige Herausforderungen zu nennen.

Die Herausforderung in vielen Ländern besteht bis heute darin, mit mehr Input: Wissen, Geld, Technik, Saatgut, Zuchttieren, Düngung, Pflanzenschutz usw. mehr Output zu erzielen. In den westlichen Ländern besteht unsere Aufgabe heute eher darin, mit weniger Input den gleichen Output zu erzeugen. Man kann das auch eine „Ökologisierung der Landwirtschaft ohne Ertragsverlust“ nennen. Andere sagen: Nach der Grünen Revolution kommt die Effizienzrevolution. Schaffen wir das?

Ich sage: Das schaffen wir! Aber nur gemeinsam. Wenn wir unseren Bauern finanziell Luft zum Atmen, Zeit zum Reagieren und Anerkennung für ihre Arbeit geben. Wenn wir gerade unsere jungen Bauern motivieren und nicht nur als kritische Schiedsrichter am Feldrand stehen.



Wir haben in Schleswig-Holstein ein tolles Erlebnis, das Mut macht: Zwei junge Mädchen aus Kiel haben sich an den Bauernverband gewandt mit der Bitte, doch mehr für die Insekten zu tun. Aber sie blieben nicht dabei stehen, sondern sammelten aktiv Geld in der Klasse, damit Bauern Blühsaat ausbringen. Das hat bei den Bauern eine sehr positive Reaktion ausgelöst. Hier wurde nicht gemeckert, sondern das Thema als gemeinsame Herausforderung begriffen. Daraus erwächst derzeit ein breit angelegtes Projekt, das sich hoffentlich auf Dauer etabliert. Ich denke, das ist ein Weg, wie wir es gemeinsam hinkommen. (www.blo-menpaten.plus)

Unsere Hauptaufgabe aber bleibt die Erzeugung von Lebensmitteln! Ich stelle deshalb einmal die provokante Frage: Sind wir Bauern verantwortlich für Natur und Artenvielfalt?

- » Wir sind dafür verantwortlich, unsere Kulturlandschaft zur Erzeugung von Lebensmitteln ordnungsgemäß und optimal zu bewirtschaften.
- » Wir sind verantwortlich dafür, Böden, Pflanzen, Tiere, das Wasser, die Luft – also das, was wir nutzen – ordentlich zu halten.
- » Wir tragen die Verantwortung, ordentliche Lebensmittel zu ordentlichen Preisen zu erzeugen.

- » Wir sind dafür verantwortlich, unsere Familien und Mitarbeiter ordentlich zu behandeln.
- » Wir sind natürlich auch dafür verantwortlich, Austräge von den Kulturlandschaften in angrenzende Biotope oder ins Grundwasser nach Möglichkeit zu verhindern.

Aber sind wir verantwortlich für die Artenvielfalt an sich? Für eine intakte Natur? Also für all das, was außerhalb unserer Flächen und Ställe geschieht? Auf dem Acker erzeugen wir Weizen oder Rüben, Kohl oder Kartoffeln und das für jeweils eine Ernte als Reinkultur. Das machen wir, damit der Weizen sauber in die Mühle kommt und aus dem Mehl nicht unbeabsichtigt ein „Mehrkornbrot“ wird. Wir tun dies auch, damit Rübe oder Kartoffel mit möglichst wenig Chemie auskommen und das Wegwerfen von Lebensmitteln nicht schon auf dem Feld beginnt.

Unser Auftrag ist die Erzeugung von Lebensmitteln. Artenvielfalt ist kein Ziel des Ackerbaus. Natur kann es in einer Kulturlandschaft nur dort geben, wo man bewusst Freiräume schafft. Auch das machen Bauern, das machen sie sogar freiwillig. Aber sind sie deshalb allein in der Pflicht? Oder sind es nicht eher wir alle?

GRENZEN DER MACHBARKEIT ERFORDERN GEMEINSAMES ANPACKEN

Ich sehe uns alle als Gärtner auf dieser Erde. Oft waren wir alle zusammen schlechte Gärtner. Aber wir haben die Chance, dies zu ändern. Mehr Tierwohl, mehr Klimaschutz, saubere Gewässer, mehr Artenvielfalt, eine moderne Wirtschaft auf dem Land, ein lebendiges, kulturell vielfältiges Landleben: Das sind für alle erstrebenswerte Ziele. Dazu müssen aber alle mit anpacken. Nehmen wir uns gemeinsam in die Pflicht, wagen wir Veränderung und fangen damit sofort an.

Ich nenne eine notwendige Vorbedingung: Nur eine gesunde und wirtschaftlich stabile Landwirtschaft ist stark genug, um Veränderungen zu gestalten. Im Mittelpunkt unseres Handelns stehen die Menschen auf unseren Höfen. Nur wenn ihre Bedürfnisse berücksichtigt werden, haben sie die Kraft und den Mut, Veränderungen erfolgreich anzugehen.

Machbarkeit muss nicht im Wahn enden. Machbarkeit muss man sich erarbeiten. Dazu gehört, dass wir endlich wieder zu einer Diskussion zurückkehren, die auf Fakten basiert. Der heute übliche Austausch von Meinungen hilft uns nicht weiter. Zwei Beispiele:

- » Die moderne Landwirtschaft ist, auf das erzeugte Produkt bezogen, äußerst klimaeffizient. Aber viele Organisationen fordern aus Klimaschutzgründen den Ökolandbau. Dieser ist sicherlich besser, was die Artenvielfalt betrifft, braucht aber erheblich mehr Fläche. Dem Klima ist das abträglich.
- » Bis in die 1950er Jahre hinein wurde Raps in Schleswig-Holstein nahezu ausschließlich in einem 5 km-Streifen an der Küste angebaut, weil der Wind die Schadorganismen massiv stört. Der Pflanzenschutz hat für den Rapsanbau eine zentrale Bedeutung.

Ich meine, die Gesellschaft darf von uns eine Begründung für die heutige Form der Landwirtschaft

fordern. Doch auch die Gesellschaft muss Forderungen nach immer weiterer Reduktion mit Fakten und nicht mit Meinungen rechtfertigen. Diese Begründung fehlt mir derzeit.

Ich sehe den einzigen Weg in die Zukunft in einer weiteren Professionalisierung der Landwirtschaft. Merkmale einer Profession sind ein hoher Grad an beruflicher Organisation, die persönliche Entscheidungsfreiheit im Beruf sowie eine Berufsethik. Das ist es, was den Beruf des Bauern bis heute so besonders macht. Der Begriff der Profession leitet sich übrigens vom Wort „Bekenntnis“ ab. Das kommt der Deutung der Agrarberufe als Berufung und damit unserer inneren Einstellung sowie Arbeitsweise schon sehr nah, meine ich.



Diese hohe Professionalität muss mit einem Bekenntnis zu den Anforderungen der Gesellschaft und umgekehrt einhergehen. Ich halte die aktuelle Negativ-Diskussion um unsere Profession für gefährlich. Die Art des Umgangs mit unseren Bauernfamilien ist an der Grenze des Erträglichen. Für uns als Gesellschaft ist eine heimische Landwirtschaft alternativlos. Für den einzelnen Hofnachfolger ist sie das nicht mehr. Es wird Zeit, als Gesellschaft Entscheidungen zu treffen, die nicht nur eine wirtschaftliche, sondern vor allem eine gesellschaftliche Perspektive für unsere Hofnachfolger bieten.

Die Bauern in Schleswig-Holstein suchen diese Perspektive aktiv. So haben wir einen landesweiten Pakt für Landwirtschaft, Klima und Umwelt angeboten. Landwirtschaftsminister Jan-Philipp Albrecht hat den Ball aufgenommen und 40 Gruppen eingeladen, die seiner Ansicht nach die Gesellschaft vertreten. Dieser Prozess ist, und das ist ungewöhnlich in der heutigen, „ergebnisgerigen“ Zeit, per Definition ergebnisoffen. Wir sammeln derzeit Meinungen, einigen uns auf Fakten und hoffentlich auf gangbare Lösungswege.

https://www.schleswig-holstein.de/DE/Landesregierung/V/Presse/PI/2018/1118/181130_Zukunft_der_Landwirtschaft.html

Wir gehen davon aus, dass niemand eine fertige Idee aus der Tasche ziehen kann, die alle drei Säulen der Nachhaltigkeit gleichermaßen berücksichtigt: Ökologie, Ökonomie und das Soziale.

Gegen die Naturgesetze kann niemand auf Dauer arbeiten. Dasselbe gilt für die Marktgesetze. Und wer die eigene Familie nicht in den Mittelpunkt seiner Arbeit stellt, dem wird die Sinnfrage über kurz oder lang einen Strich durch die Rechnung machen. Bauern

denken und arbeiten in Generationen. Anders ist das nicht möglich. Landwirtschaft ist ein Staffellauf, kein Sprint.

Dieses Denken müssen wir auch als Gesellschaft neu entdecken, dieses Denken schützt vor Machbarkeitswahn: Wer die Hungernden satt machen, Vögel und Insekten erhalten, die Welt vor dem Klimawandel bewahren will, der muss sich Zeit und den anderen mitnehmen. Natur und Landwirtschaft sind zu komplex für schnelle, einfache Antworten.

Im Dialogprozess geht es auch um das Verbraucherverhalten. Das ist richtig so, denn die wirkliche Verantwortung liegt beim Bürger, nicht bei den Schutz-Organisationen. Der Verbraucher hat über seine Geldbörse den größten Einfluss darauf, wie unsere Landwirtschaft sich entwickelt: Ein Bauer, dem man die Ökonomie nimmt, kann für die Ökologie nichts mehr tun. Ausgehen müssen wir bei unseren Überlegungen von den heutigen Betrieben. Wenn diese Betriebe keinen Weg in die Zukunft finden, gehört die heimische Landwirtschaft bald der Vergangenheit an.

Lassen wir den Bürger nicht nur abstimmen, sondern im Alltag entscheiden, auch wenn das manche Sehnsuchtsblase zum Platzen bringen wird.

- » Ich bin für eine Produktkennzeichnung, die es dem Verbraucher überlässt, ob und wo er einen Mehrwert bezahlen will.
- » Ich bin für Preise, die den Wert der Lebensmittel widerspiegeln. Damit der Verbraucher sich klar macht, was es ihm tatsächlich wert ist, regionale, saisonale oder Ökoprodukte zu kaufen.
- » Ich bin für einen aufgeklärten Verbraucher, der die Fakten kennt und so aus eigener Anschauung verantwortlich agieren kann.

Ziel muss es sein, dass die derzeit spürbare, aber leider unerfüllbare Sehnsucht einer Begeisterung für die Realität weicht, in der Bauern ihren Beruf als Berufung, als Profession sehen. Davon hätten wir alle am meisten. Dann kann heute die gute alte Zeit von morgen sein. «



DER AUTOR:

Werner Schwarz ist Präsident des Bauernverbandes Schleswig-Holstein.



MIT MITGEFÜHL ZUR GEOGERECHTIGKEIT

Falk Schönemann

Seit dem Aufkommen des Fortschrittsglaubens in der Moderne konstituiert sich ein fortwährend dynamisch-heterogen beschleunigender, gesamtgesellschaftlicher Wandel, welcher seinen Antrieb u.a. in den Innovationen von Wissenschaft und Technik erfährt. Unterdessen hat sich der materielle und immaterielle Wohlstand in vorwiegend westlichen Teilen der Erdbevölkerung vehement verbessert. Die beständige Erweiterung des Lebensstandards hin zu immer ressourcenintensiveren Lebensstilen bedingte rückkoppelnd eine zunehmende Zerstörung, Ausbeutung und Verschmutzung der Ökosphäre, die die planetaren Grenzen der Erde offenkundig machte.

Im Folgenden sollen unter der Prämisse der determinierenden Rahmenbedingungen des irdischen Umwelttraums inhärente Systemfehler lokalisiert werden. Im Anschluss wird diese Bestandsaufnahme mit dem Begriff der Geogerechtigkeit in ein neues Licht gerückt, um abschließend für ein Mehr an Mitgefühl für den Planeten Erde zu appellieren.

WOHLSTAND DURCH MULTIOPTIONALITÄT

„Die Bourgeoisie hat in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossale Produktionskräfte geschaffen als alle vergangenen Generationen zusammen. Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie

und Ackerbau, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Weltteile, Schiffbarmachung der Flüsse, ganze aus dem Boden hervorgestampfte Bevölkerungen [...]“.¹

Was aus der Zitation von Marx und Engels u.a. als Kritik der Bourgeoisie angedacht wird, spiegelt konträr auch die systemischen Strukturveränderungen während der angehenden Hochphase der Industrialisierung wider. Worin zu ihrer Zeit noch wesentliche soziale Ungleichheiten herauszulesen waren, sind in der aufgeführten Leistung Basisinnovationen herauszulesen, die mit Blick auf den heutigen Lebensstandard wegweisend für die immense Prosperität des 20. Jahrhunderts waren (Depressionen, Weltkriege seien hier dennoch anzumerken). In dieser Entwicklung hat sich das Feld an möglichen Seinsweisen ins nahezu Unermessliche gesteigert – der Mensch hat sich eine Welt der Multioptionalität geschaffen. Der Mensch des Westens hat innerhalb des dynamisch-morphologischen Korsetts der Normen und Werte, Sitten und Gebräuche den vollen Rahmen zur Entfaltung seiner selbst für sich offenstehen. Beispielfähig ließe sich das an der Autoindustrie verifizieren, bei

der ein Wandel hin zu dialogischem Marketing die Produktpalette massiv gesteigert hat. Dem Kunden werden hierbei hochindividualisierbare Produkte geboten, deren Aktualität jedoch immer zügiger an Bedeutung verliert.²

Aber nicht nur der Markt für materielle Güter unterliegt einer kolossalen Optionsvielfalt, immer mehr wird auch der soziale Raum ökonomisch optionalisiert. Über das Akkumulieren von monetär erhältlichen, soziokulturellen Gütern, die Erlebnisse, Erfahrungen und Wissen generieren, lässt sich das Profil der Seinsweise, des Lebensstils zunehmend modellieren und auf dem Markt sozialer Interaktion austauschen. Je nachdem, wie das jeweilige Interessenfeld des Individuums strukturiert ist, konstituieren sich so unterschiedlichste Konsumpräferenzen, die das Warenangebot und damit die heutige Multioptionalität beständig modifizieren und expandieren.

Ein weiterer Faktor, der eine substanzielle Triebkraft der Multioptionalisierung zu sein scheint, ist die Routine. Wenn ein materielles



wie auch immaterielles Gut zur Gewohnheit wird, so wird zumeist die Option hervorgehoben, das jeweilige Gut mit einer modulhaften Erweiterung zu revitalisieren oder dieses durch eine völlig neue Aneignung bzw. Innovation zu trivialisieren. Wenn also unser Lebensstandard durch eine Basisinnovation steigt, weil damit unsere Lebensweise vereinfacht oder bereichert wird, dauert es nicht mehr als eine Generation, um die Addition so in den Gesellschaftscharakter einzubetten, dass sie als selbstverständlich vorhanden erachtet wird. Das Produkt etabliert und routiniert sich gesellschaftlich und wird dabei zur Prämisse vitalen Lebens erhoben. Im Umkehrschluss wird der Mensch mit der Aneignung neuer Handlungspraktiken selbst zum Produkt des Produkts. Die Konsequenz dieses Sachverhalts ist die sukzessive Inkorporation von materiellen und immateriellen Gütern in den Gesellschaftscharakter und eine dauerhafte Expansion dessen, was als zivilisatorische Basisausstattung angesehen

wird. Die menschliche Anpassungsfähigkeit ist die Substanz für das Neue, für das Mehr.

SYSTEMIMMANENTE WIDERSPRÜCHE

Das Neue wird sukzessiv zur inkorporierten Routine und erwächst dabei zur gesellschaftlichen Normalität, Alltäglichkeit. Wo das veralltäglichte Neue zu Tage tritt, folgt die Selbstverständlichkeit und damit die Vergessenheit und der Verlust über das Gefühl der Bereicherung, der Ergänzung und Vergrößerung des ehemals so Neuwertigem. Dieser Lernprozess ist für das Wachstum möglicher Handlungsspielräume unerlässlich. Denn aus dem inkorporierten Neuen erwachsen neue Tendenzen zur Erweiterung des Bisherigen. Es spiegelt die Neugier wider, in der der Mensch nach dem Möglichen ausschaut, sich in immer spektakulärerer Weise dem Unvorstellbaren zu nähern vermag und sich befähigt die Grenzen zu sprengen, die einst so fern erschienen. Hierin liegt die Basis der Ideologie des Fortschritts und des damit einhergehenden kontinuierlichen und haltlosen Wohlstandswachstums. Wo Neues entsteht, muss auch Altes abgelöst und ersetzt werden. Ein Zitat von Joseph Schumpeter mag das pointiert darlegen:

»Der fundamentale Antrieb, der die kapitalistische Maschine in Bewegung setzt und hält, kommt von den neuen Konsumgütern, den neuen Produktions- und Transportmethoden, den neuen Märkten, den neuen Formen der industriellen Organisation, [...] der unaufhörlich die Wirtschaftsstruktur von innen heraus revolutioniert, unaufhörlich die alte Struktur zerstört und unaufhörlich eine neue schafft. Dieser Prozeß der ‚schöpferischen Zerstörung‘ ist das für den Kapitalismus wesentliche Faktum.«³

Die Logik der schöpferischen Zerstörung kohäriert mit der Vorstellung eines endlosen Voranschreitens, eines beständigen Verbesserns und Ersetzens vormaliger Routinen, Strukturen. Hierin liegt der wohl größte, systemimmanente Widerspruch der kapitalistischen Wirtschaftsweise und ihrer gesellschaftlich inhärenten Fortschrittsideologie: die nur partiell hinterfragte Annahme einer endlosen Akkumulation, Verwertung, Umnutzung, aber auch Vergeudung von Wissen, von materiellen und immateriellen Ressourcen in einem begrenztem Raum – der Erde. Das Antlitz der Welt wird also nach anthropologischen Imaginationen geformt, gestaltet und okkupiert. Wir Menschen folgen den Imperativen des immer Mehr, immer Schneller, immer Weiter. Es ist ein „Zustand permanenter Beschleunigung“⁴ und „Norm gewordener Unverzüglichkeit“⁵,

in dem ein Kollaps des Systems in Kauf genommen wird, um der Verheißung, die maximale Geschwindigkeit zu erreichen, immer näher zu kommen. Dabei wächst die allgemeine Forderung nach materiellen Gütern beständig und gilt als wünschenswertes und angebrachtes Lebensmodell weltweit. Dieser Konsens besteht auch trotz des Wissens darüber, dass der Ressourcenverbrauch, wie ihn die USA oder Europa und in zunehmendem Maße auch andere Weltteile beanspruchen, nicht weltweit tragbar ist.⁶

Der Mensch kreiert sich eine artifizielle Welt mit eigens konzipierter Hyperrealität, doch wird bei allem Wahn nach Grenzenlosigkeit übersehen, dass er in einem festen Rahmen von determinierten Ursache-Wirkung-Komplexen steht, denen er vielfach nicht enttrinnen kann.

4.2 DIE GEGERECHTIGKEIT: MITGEFÜHL FÜR DAS SELBSTVERSTÄNDLICHE

Wird die Erdgeschichte von rund 4,5 Milliarden Jahren herunter auf ein Jahr skaliert, so konstituiert sich eine Sicht auf die Entwicklung unseres Planeten, die menschlichen Raum-Zeit-Vorstellungen näher kommt. Die Erdgeschichte wird entsprechend fassbarer. So ist eine Minute in dieser Zeitskala umgerechnet ca. 10.000 Jahre und eine Sekunde entsprechen ca. 160 Jahren. Ein analoges Menschenleben geht also dann gerade einmal etwa eine halbe Sekunde lang.

Erst am 31. Dezember um 23 Uhr 59, also eine Minute vor Jahresende, tauen die Gletschermassen der letzten Eiszeit auf und die eigentliche zivilisatorische Kulturgeschichte der Menschheit nimmt ihren Anfang. Jesus Christus wird dreizehn Sekunden vor Mitternacht geboren und noch in der gleichen Sekunde wieder gekreuzigt. Vier Sekunden vor Mitternacht erfindet der Mainzer Johannes Gutenberg den Buchdruck und löst damit eine Medienrevolution in Europa aus. Innerhalb der letzten Sekunde des Jahres ver-sechsfacht sich die Erdbevölkerung mit der angehenden industriellen Revolution und initiiert zugunsten der gewaltigen Fortschritte des Menschen in Wissenschaft und Technik eine Okkupation der Erdoberfläche, die die Ressourcenvorkommen dezimiert, die meteorologischen Prozesse intensiviert und das ökologische Gleichgewicht ins Wanken bringt.⁷

Die Illustration abstrahiert das Zusammenspiel von Erdgeschichte und dem verhältnismäßig kurzen Wirken des Menschen auf dem Planeten. Der Begriff des Anthropozäns⁸ wird damit zum Faktum, denn während Erdsystemprozesse geschlossenen Kreisläufen folgen, die stets zum Gleichgewicht tendieren, durchbricht der Mensch diese, indem

er sich innerhalb der „letzten Sekunde“ zum maßgeblichen Einflussfaktor von Erdsystemprozessen entwickelt hat. Der Mensch selbst ist also ein Erdsystemfaktor (bspw. beim Eintrag anthropogener Erzeugnisse in Sedimentationsprozesse), denn in Folge der Fähigkeit, Wissen zu akkumulieren und dieses reziprok zu kommunizieren, zu kultivieren und zu speichern, kumuliert sich das bildnerische Leistungspotential zur Umgestaltung des physischen Umweltraums nahezu exponentiell. Jede anthropogen induzierte, gestalterische Maßnahme wirkt so auch wechselseitig in das Kräftefeld der erdsystemischen Kreisläufe ein. Alles ist Wechselwirkung.⁹

Wenn der Mensch also durch die Inhärenz des Erdsystems eingeschränkt wird und das gegenwärtige, gesamtgesellschaftliche System in sich destabilisierend auf es wirkt, so muss im logischen Umkehrschluss der Umgang mit dem Planeten fundamental überdacht werden. Die Kurzsichtigkeit des Menschen in Bezug auf das, was der Planet offeriert, nämlich die Grundlage des Lebens in seiner Reinform selbst, mündet in einer Arroganz der Selbstverständlichkeit, hervorgerufen durch den Charakterzug der Routine. Die selbstverständliche Annektierung der Umwelt repräsentiert eine latente Anthropozentrik, und genau diesen Sachverhalt gilt es konstruktiv-kritisch zu ventilieren. Die Sozialdimension der gesellschaftlichen Konvention des „Geben und Nehmens“ bekommt in diesem Zusammenhang eine neue Ebene, eine Sachdimension addiert, in der der Imperativ des Nehmens (Annektierens) womöglich auch gekoppelt sein kann mit einem Geben. Oder anders formuliert: Die Transition des menschlichen Bewusstseins und Handelns weg vom selbstverständlichen Parasitismus hin zu einem geogerechten Symbiotismus.¹⁰

Die Geogerechtigkeit postuliert in diesem Sinne einen Kanon von Maximen, der einen Rahmen für anthropogene Handlungsweisen statuiert, die innerhalb der Funktionsfähigkeit und Stabilität des Systems Erde zu lokalisieren sind und das symbiotische Gleichgewicht forcieren. Mit der Prävention vor Irreversibilität kreierte die Geogerechtigkeit also einen Gewinn an Freiheit und Handlungsfähigkeit für zukünftige Generationen, fordert aber zugleich auch Verzichtleistungen von den Gegenwärtigen. Damit eine geogerechte Genügsamkeit jedoch auch wirksam werden kann, ist ein signifikanter gesamtgesellschaftlicher Bewusstseinswandel von Nöten, der die Imperative eines entarteten Konsumismus und Materialismus aus den Fesseln der Selbstverständlichkeit befreit und dezidiert hinterfragt.

Doch wie soll der Mensch in einer so massiven Ausdifferenzierung von Denksys-

temen, in denen die Weltsicht eines jeden die absolute Realität des Selbst und der dazugehörigen Vorstellung von Umwelt entspricht und systemkonstitutiv wirkt, ein gemeinsames Verständnis für die Relevanz der Erhaltung des Systems innerhalb ihrer deterministischen Grenzen finden, ohne Fremdzwang oder Manipulation vorauszusetzen? Die Antwort auf diese Frage könnte in der Entfaltung von Mitgefühl liegen. Denn Mitgefühl schafft durch das „mit-fühlen“ einen Modus, in dem der Blickwinkel der Betrachtung in ein anderes System als das Eigene fällt. Das Maß an Reflexivität wird damit entscheidend verbessert und erfordert zuzätzlich Unvoreingenommenheit zur Wahrung der Neutralität. Die nötige Neutralität der Betrachtung schafft eine neue Form von Verständnis, da eigene Wertvorstellungen möglichst ausgeblendet werden müssen. Mitgefühl als Vermittler von externalisiertem Systemverständnis kann somit einen Beitrag leisten, das Fremde, Unverständliche, Unwissentliche und Negierte in die nähere Betrachtung zu rücken. Universelles Mitgefühl kann dann auch dazu verhelfen, das Zugehörigkeitsgefühl zu bestimmten Systemen so zu erweitern, dass es als reziproker Teil des eigenen Systems einen Stellenwert bekommt. Da Mitgefühl Verständnis anderen Systemen gegenüber voraussetzt, kann sich über die Erkenntnis der systemischen Wirkweisen eine Bindung gegenüber dem jeweiligen System konstituieren, der einen anderen Umgang in Gang setzt und sich in einem Empfinden von Verantwortung entlädt und zur Tat anregt. So kann Mitgefühl auch einen Übergang von Nichtwissen zu Wissen bedeuten. Das Gefühl einer Sache befremdlich oder distanziert gegenüber zu stehen resultiert aus dem Nichtwissen über die Legitimationsbasis, die das zu betrachtende System für sich selbst beansprucht. Gezieltes Mitgefühl bietet die Möglichkeit, sich der vormals befremdlichen Legitimationsbasis zu nähern und diese nachvollziehen, sodass aus dem Nichtwissen ein Wissen wird. So gesehen wäre die Kultivierung von Mitgefühl ein übergeordnetes Entwicklungsziel, welches die Macht hätte, die Ideologie des Fortschritts in neue Bahnen zu lenken. Hierin lägen geradezu unerschöpfliche Ressourcen, die im Herzen der Gesellschaft zu extrahieren wären.

Nicht nur die Menschen sind damit gemeint. Gerade der Planet Erde verdient diese Sichtweise von Mitgefühl. Denn die Erde ist der endliche Raum, die uns das Leben erst ermöglicht. Lasst uns also anfangen *geogerecht* zu handeln. Man wird es uns danken. «



Anmerkungen:

1. Marx und Engels (2009): Manifest der kommunistischen Partei, Stuttgart, S. 24f.
2. Gross, P. (1994): Die Multioptionsgesellschaft. Baden-Baden, S. 46-47.
3. Schumpeter, J. (1950): Kapitalismus, Sozialismus, Demokratie. Bern, S. 137f.
- 4., 5. Borrel, P. (Regie) (2014): Schluss mit schnell. 0:07 Min. <https://dokustreams.de/schluss-mit-schnell-ueber-die-aera-der-beschleunigung/> 0:07 Min., 1:01 Min.
6. Kather, R. (2012): Die Wiederentdeckung der Natur. Naturphilosophie im Zeichen der ökologischen Krise. Darmstadt, S. 147.
7. Konzeptwerk neue Ökonomie (Hrsg.) (2014): Zeitwohlstand. Wie wir anders arbeiten, nachhaltig wirtschaften und besser leben, S. 58-59.
- 8, 10. Pritlove, T. (2016): Das Anthropozän. Ein neues Zeitalter – der Mensch prägt Gesicht und Wesen der Welt. Folge 39. Internet: <https://forschergeist.de/podcast/fg039-das-anthropozan> (11.03.2019), 19:25 Min., 26:42 Min.
9. Humboldt, A. von (1803/1804): Tagebücher der Amerikanischen Reise IX. Internet: http://digital.staatsbibliothek-berlin.de/werkansicht?PPN=PPN779884841&PHYSID=PHYS_0041&DMDID=DMDLOG_0001 (12.03.2019) S. 41.



DER AUTOR:

Falk Schünemann,

25 Jahre alt, Ludwigshafen am Rhein, studiert am geographischen Institut der Universität Mainz.

2. ÖKONOMISCHE PERSPEKTIVEN

TOURISMUS ALS ALTERNATIVE FÜR EINE NICHT NACHHALTIGE FISCHEREI?

KAMPONG PHLUK IN KAMBODSCHA

Sarah Rabe

Der rasante Aufstieg Siem Reaps – die Stadt liegt direkt südlich des UNESCO Weltkulturerbes Angkor Wat – zu einem der Tourismus-Hotspots in Südostasien hat nicht nur die Stadt selbst, sondern auch die Region ringsum in den letzten Jahrzehnten bedeutend verändert.

Neben den heiligen Stätten Angkors, die zumeist ausschlaggebend für einen Besuch in Siem Reap sind, wird inzwischen auch gerne der „traditionelle“ Alltag der Fischer in den schwimmenden Dörfern am Rande des Tonle Sap Sees von Touristen aus aller Welt besucht. In Kompong Phluk, welches ca. 25km südöstlich von Siem Reap liegt, sind es rund 500–700 Tou-

risten am Tag in der Regenzeit. Die Kapazität beträgt nach Angaben der Tourismusinitiative des Dorfes bis zu 1000 Touristen. Wie traditionell das Leben in einem Dorf mit ca. 2800 Einwohnern dabei tatsächlich ist, bleibt dahingestellt.

Der Tonle Sap ist der größte Süßwassersee Südostasiens und bekannt für seine Biodiversität und seinen Fischreichtum (UNESCO Biosphären Reservat seit 1997). In der Regenzeit – das Klima Kambodschas ist geprägt durch den Nordwest-Monsun – schwillt der See um das sechsfache seiner Fläche von ~2.500 km² auf ~15.000 km² an. Dies liegt vor allem an seinem Hauptzulauf, dem Mekong. Sein Wasser fließt zwischen Ende Mai und Mitte November durch den Tonle

Sap River in den Tonle Sap See, bis sich im November die Fließrichtung des Tonle Sap Rivers umkehrt und die Fluten des Tonle Sap zurück in den Mekong strömen. Dieser Flutimpuls führt zu der hohen Produktivität des Sees und einer natürlichen Düngung seiner Schwemmflächen, welche vor allem für den Reisanbau genutzt werden.

Der Bevölkerungszuwachs in Kambodscha von ca. 6 Mio. Anfang der 1960er Jahren zu ca. 16 Mio. heute und die damit zusammenhängende steigende Nachfrage nach Fisch (ca. 80% des verzehrten Proteins wird aus Fisch gewonnen) führt jedoch zu einer Gefährdung des Ökosystems des Tonle Sap. Eine Veränderung des Fangs von großen, langlebigen Fischen hin zu kleineren, kurzlebigen Spezies wurde mir in den Befragungen vor Ort bestätigt. Dies kommt daher, dass die Bestände der profitableren Spezies durch Überfischung teilweise komplett verschwunden sind und mit Abholzung der Mangrovenwälder ihre Laichgründe zerstört werden.

Eine nachhaltige Fischerei ist zwar gesetzlich gewollt, jedoch in der Realität kaum umsetzbar. Dies hängt unter anderem damit zusammen, dass seit der Fischerei-Reform im Jahr 2000 (in der große Fischereiparzellen, welche vorher kommerziell von einigen Wenigen genutzt wurden, zu Gunsten der heimischen Fischer aufgelöst wurden) eine Erfassung oder Regulierung der Fangmengen schwierig ist. Ein Versuch ist die Gründung so genannter Community Fisheries (CFi), in denen ein Dorf oder eine Gemeinschaft eine gewisse Fläche zugesprochen bekommt, in der gefischt

nach ökonomischer Lage der Familie aus Beton oder Baumstämmen. Beim restlichen Baumaterial kommt von Palmblättern über Holz und Wellblech alles vor. Einige Häuser schwimmen tatsächlich auf Fässern oder leeren, in Säcke gesteckten Plastikflaschen. Solche schwimmenden Häuser (das Kleinste, in dem ich war, hatte eine Grundfläche von ca. 10-12 m², und man konnte nicht aufrecht stehen), sind deutlich kleiner als die auf Stelzen, welche bis zu 20m lang und 5m breit sind.

Während der Regenzeit zwischen Juli und Dezember ist Kompong Phluk nur mit dem Boot erreichbar – an einer Dammstraße wird derzeit gebaut. Da jedoch



nur in der Trockenzeit gebaut werden kann, wird die Fertigstellung vermutlich noch einige Jahre in Anspruch nehmen. Innerhalb des Dorfes bewegt man sich mit Kanus vorwärts bzw. in der Trockenzeit zu Fuß, oder falls die Bewohner einen solchen besitzen, mit einem Roller, der wie in weiten Teilen Südostasiens als Hauptverkehrsmittel dient. Seit Frühling letzten Jahres ist Kompong Phluk an das nationale Stromnetz angebunden, da sich die Regierung zum Ziel gesetzt hat, bis 2018 auch die ländlichen Gebiete zu elektrifizieren. Für die Bewohner bedeutet dies einen enormen Vorteil, da sie vorher auf teure Batterien oder Generatoren angewiesen waren.

werden darf, aber auch Schutzgebiete entstehen sollen; Kompong Phluk wird hierfür häufig als ein Positiv-Beispiel genannt. Die CFi von Kompong Phluk ist fast 12.000 ha groß, inklusive ca. 160 ha Mangrovenwald und 3 ha Schutzgebiet, in dem nicht gefischt werden darf. In dem Gesamtgebiet gelten bestimmte Regelungen, wann und mit welchen Geräten gefischt werden darf, diese werden jedoch nicht immer eingehalten. Denn, so sagte mir eine Frau, die ich interviewte, „if we follow all the rules, no food“ (Würden wir uns an alle Regeln halten, hätten wir nichts zu essen).

Kompong Phluk liegt innerhalb der Schwemmflächen des Tonle Saps. Daher sind die Häuser oder Hütten in der Regel auf Stelzen gebaut. Diese bestehen je

Die Tatsache, dass man das Dorf in der Regenzeit nur mit dem Boot erreichen kann, und der die Siedlung umgebende Mangrovenwald machen es zu einem pittoresken Ausflugsziel für Touristen aus aller Welt. Um von dem Tourismus zu profitieren, gründeten die Dorfbewohner 2006 eine eigene Tourismusinitiative und vertrieben damit zwei rivalisierende externe Firmen. Dadurch fließen die Einnahmen aus den Bootstouren in das Dorf: z.T. durch jährliche Einmalzahlungen von ca. 50\$/Familie. In einem Land mit einem monatlichen Durchschnittslohn von unter 400\$ eine nicht zu verachtende Summe. Explizit für die Frauen des Dorfes wurde zudem eine Kooperative gegründet, in der im Rotationsprinzip Frauen aus allen Familien der Gemeinde Touristentouren durch die Mangrovenwälder durchführen. Von den befrag-

ten 20 Familien lebten trotz der steigenden Touristenzahlen 14 Familien vom Fischfang. Während der Befragungen, die ich in Kompong Phluk durchführte, wurden immer wieder Touristen auch über die zu der Zeit überflutete Hauptstraße des Dorfes gestakt. Da die Häuser häufig offen sind oder zumindest eine Veranda zur Straßenseite haben, kam man sich dabei z.T. vor wie in einem menschlichen Zoo. Trotzdem sagten meine Interviewpartner alle, dass der Tourismus für sie nur positive Effekte hätte. Dies mag jedoch auch daran liegen, dass ich auf sie wie eine Touristin wirkte und sie mich nicht vor den Kopf stoßen wollten.

Der Haupterwerb der Einwohner liegt jedoch meist noch im Fischfang bzw. den damit zusammenhängenden Industrien (ich interviewte z.B. eine Frau, die Shrimps trocknet und weiterverkauft). Problematisch ist die Belastung durch Lärm (Boote mit Außenmotoren), eine nicht existente Abfallentsorgung (Abfälle und Fäkalien werden in der Regel ungefiltert in den See gelassen) und die Belastung des Ökosystems des Tonle Sap, welche zu Einbußen im Fischfang führt. Insbesondere der Rückgang des Gewinns durch Fischfang – herbeigeführt durch die steigende Anzahl an Fischern in Kombination mit geringeren Mengen an hochwertigen Fischarten – stellt die Einwohner von Kompong Phluk vor große Herausforderungen, da sie auf Grund geringer Bildung kaum andere Einkommensmöglichkeiten haben. Von 71 befragten Erwachsenen haben nur 5 einen Schulabschluss, 11 weitere schlossen zumindest die Grundschule ab, 29 hatten mindestens ein paar Jahre Schulunterricht und 23 hatten nie eine Schule besucht. Dies ist im landesweiten Vergleich eine recht hohe Zahl und erklärbar u.a. durch die Armut innerhalb der Dörfer, die dazu führt, dass Kinder häufig arbeiten, um zum Haushaltseinkommen beizutragen, und die schwierige Erreichbarkeit der Schulen, da es zum Beispiel lange keine weiterführende Schule im Ort gab. Bei der jüngeren Generation sieht die Lage etwas positiver aus: von 44 Befragten im schulpflichtigen Alter – eine Schulpflicht herrscht in Kambodscha ebenso wie in Deutschland – gingen 32 noch zur Schule.

In einigen der befragten Familien wurde die Nähe zu Siem Reap insofern genutzt, dass ein oder mehrere Kinder dort arbeiten und Geld zurück an die Familien schicken, um diese zu unterstützen.

Eine Diversifizierung der Einkommensmöglichkeiten durch Tourismus, Rücküberweisungen und Fischfang ist erst einmal positiv, da die Familien dadurch weniger abhängig von einer einzigen Ressource, wie z.B. den Fischen, sind. Jedoch ist fragwürdig, wie nachhaltig die einzelnen Möglichkeiten sind. Der Tourismus ist für das Dorf eine große Chance, Einnahmen zu generieren, diese müssten jedoch reinvestiert werden, um von Dauer zu sein. Zudem ist die Frage, wie viele Touristen noch an einer Tour zum Dorf interes-



siert sind, sobald die Dammstraße fertig gestellt ist und dadurch der Charme der Abgelegenheit verloren geht. Auf der anderen Seite ist eine solche Straße für die Bewohner von Vorteil, da sie damit rund ums Jahr mit dem Festland und damit mit weiteren Arbeitsmöglichkeiten, Märkten und einer medizinischen Versorgung verbunden wären.

Die Rücküberweisungen dürften in Zukunft die verlässlichste Geldquelle sein, da durch eine höhere Bildung der Kinder die Chancen auf besser bezahlte Jobs z.B. in Siem Reap steigen.

Was den Fischfang betrifft, so sehe ich diesen in Zukunft noch problematischer, als er mir bereits von den Dorfbewohnern beschrieben wurde. Die Ausbeutung des Tonle Saps hält weiter an und steigt durch die Bevölkerungszunahme sogar noch, zudem entstehen massive Wasserkraftprojekte am Oberlauf des Mekong, welche unkalkulierbare Folgen auf das Ökosystem des Sees haben können. Die Schaffung von Schutzgebieten und die teilweise Wiederaufforstung der Mangrovenwälder am Seeufer sind durchaus positive Ansätze, jedoch vermutlich nicht genug, um die Lebensgrundlage der Fischer in den schwimmenden Dörfern langfristig zu sichern. «



DIE AUTORIN:

Sarah Rabe studiert Geographie an der Universität zu Köln mit dem Schwerpunkt „Umwelt & Gesellschaft“. Sie schreibt über diesen Forschungsaufenthalt 10-11/2018 und die Datenerhebung ihre Masterarbeit. Vor Ort hatte sie 2 Übersetzer (Touristenführer), die ihr bei den Interviews geholfen haben. Die Interviews selbst fanden dann in oder vor den Häusern der Dorfbewohner statt.



DIE STADT TRÄGT FRÜCHTE, UND DOCH HUNGERT SIE

NACHHALTIGE NAHRUNGSSICHERHEIT AM KAP DER GUTEN HOFFNUNG

Matthias Gebauer

Am südlichsten Punkt des afrikanischen Kontinents zeigten sich im Hitzejahr 2018 die drohenden Folgen des menschengemachten Klimawandels in beängstigender und eindrucklicher Weise: Kapstadt bewegte sich mit jedem Tag einen Schritt mehr auf den Punkt zu, an welchem die über drei Millionen EinwohnerInnen nicht mehr mit Wasser versorgt werden können. Und bis heute ist die Lage in keinsten Weise entspannt. Während die „Mother City“ es in die internationale Presse schaffte, ist die dort vorzufindende Entwicklung doch nur ein beispielhafter Ausdruck der katastrophalen Auswirkungen der Erwärmung unseres Planeten. Es trifft dabei vor allem diejenigen, welche nicht im reichen globalen Norden leben und zugleich stellt es den vorherrschenden Lebensraum der Menschheit im 21. Jahrhundert fundamental in Frage: die Bewohnbarkeit der Millionenstädte und Megametropolen auf dem gesamten Globus.

Wasserknappheit und Dürre stehen dabei nicht nur in einem Zusammenhang mit dem unmittelbaren Konsum von Wasser durch den Menschen, sondern sind auch mit der Frage verbunden, wie Nahrungsmittel für eine Millionenstadt sicher und nachhaltig angebaut werden sollen. Im Falle der Kapregion spielt neben der Ressource Wasser auch die Qualität des bestellbaren Bodens eine wichtige Rolle. Hinzu kommt, dass die Kombination aus übermäßigem und häufig unregelmäßigem Grundwasserverbrauch und der unmittelbaren Küstennähe zu einem sukzessiven Eindringen des Meeresswassers und so zu einer schleichenden Versalzung der verfügbaren Böden führt. Dieser wiederum wäre nur mit Eintrag von entsprechend viel Frischwasser zu begegnen, was die Entwicklung zu einem Teufelskreislauf macht.

Die seit jeher agrarisch intensiv genutzte Kapregion trägt in hohem Maße zum exportierten Gesamtvolumen südafrikanischer Agrarprodukte bei und versorgt zugleich die Metropole Kapstadt in überwiegenden Teilen mit dem dort zum Verzehr vorgesehenen Obst und Gemüse. Der dortige Landwirtschaftssektor reflektiert dabei eine nationale Agrarpolitik, welche seit vielen Jahren auf ein multiskalares System der Agrarproduktion setzt. Dieses reicht von der Förderung

kleinräumiger Anbaumethoden, häufig in der verhältnismäßig armen Peripherie, bis hin zu großmaßstäblichen, agroindustriellen Anbauflächen. Letztere werden vermehrt unter dem Einsatz von genetisch modifiziertem Saatgut und zudem auch als entsprechend ausladende Testflächen der entsprechenden Agrarkonzerne betrieben. Diese Politik kann jedoch kaum die Frage einer nachhaltigen Nahrungsmittelsicherheit in den schnell wachsenden Großstädten des Landes lösen.

Seit dem Ende der rassistisch-nationalistischen Politik der Apartheid mit den ersten freien Wahlen im Jahre 1994 erleben die urbanen Zentren und ökonomischen Dreh- und Angelpunkte ein enormes Wachstum durch beständigen Zuzug der vormals exkludierten afrikanischen Bevölkerung. Durch die Geschichte von Kolonialismus und Rassentrennung hindurch war es dieser Bevölkerungsmehrheit Südafrikas versagt, in gleichem und gerechtem Maße an dem Wohlstand dieser Entwicklungsräume teilzunehmen. Die Stadt und ihre sozial-ökonomischen Früchte waren vorwiegend den als Weiße selbstklassifizierten, also den Nachkommen europäischer Siedler und Einwanderer, vorbehalten. Das ab 1948 zur dominierenden Gesellschaftsform erklärte Prinzip der Apartheid, eine vom christlich-calvinistischem Glauben beseelte Politik der Einteilung der Bevölkerung in sogenannte Rassen und deren soziale, ökonomische und vor allem räumliche Trennung im Sinne einer gottgewollt getrennten Entwicklung, war damit nur eine modernistische Vollendung des vorausgehenden unterdrückerischen Regierens einer kolonialen Minderheit. Der Zusammenhang zwischen räumlicher Segregation und der rassistisch induzierten sozio-ökonomischen Differenz spielt für die Frage nach Nahrungsmittelsicherheit im Postapartheid-Südafrika eine entscheidende Rolle. Denn dort, wo es die zuwandernde Landbevölkerung hinzieht, in die außerhalb der Kernstadt gelegenen Townships, herrscht als Resultat der vergangenen Politik eine infrastrukturelle Unterversorgung, welche im heutigen, angelsächsischen Forschungskontext als food desert bezeichnet wird. Damit werden solche Stadtgebiete umschrieben, in welchen zwar Lebensmittelversorgung in Form von Supermärkten vorhanden ist, diese jedoch auf Grund der sozio-ökonomischen Schlechterstellung der ansässigen Bevölkerung nicht, oder nur unzureichend, zugänglich sind. In anderen

Worten: Das verfügbare Haushaltseinkommen reicht nicht aus, um die angebotenen Waren zu kaufen. Die aus den Hungerkatastrophen der 1980er erwachsene Erkenntnis, dass Nahrungsmittelsicherheit in keiner Weise schlicht eine Frage der Verfügbarkeit von Nahrung, sondern eine des Zugangs und der Berechtigung zu dieser ist, erhält somit eine unerwartet neue Bedeutung. Der kapitalistischen Logik nach ist auch heute weiterhin die Versorgung mit guter, ausreichender und gesunder Nahrung unmittelbar an physische und ökonomische Faktoren gebunden.

Die Stadt trägt Früchte und doch hungert ein beträchtlicher Teil ihrer Bevölkerung. Und die rapide Stadtentwicklung der letzten Jahrzehnte, in welcher Bauaufträge vor den Erhalt von Natur gehen, und die damit einhergehende Flächenversiegelung trägt einen entscheidenden Beitrag dazu bei. Stellvertretend hierfür steht der Nutzungskonflikt um die Philippi Horticultural Area (kurz PHA), einer intensiv genutzten, landwirtschaftlichen Fläche in unmittelbarer Nachbarschaft zur Kernstadt. Ursprünglich von überwiegend deutschsprachigen Siedlern im 18. Jahrhundert angelegt, wurden hier noch bis in den Anfang der 2000er Jahre hinein bis zu 70 Prozent des frischen Gemüses für Kapstadt produziert. Die ehemals am Stadtrand gelegene Fläche ist im Zuge des Entstehens der Townships während der Apartheid von der bebauten Stadtfläche umschlossen worden und somit heute ein begehrtes Ziel von neuzeitlicher Immobilienentwicklung. Während eine Koalition aus LandwirtInnen, BewohnerInnen und PolitikerInnen stetig für den Erhalt der PHA kämpft, haben erste Flächenverluste bereits jetzt dafür gesorgt, dass der oben erwähnte Anteil am verkauften Gemüse auf unter 50 Prozent gefallen ist.



Urban Agriculture in Kapstadts Townships.

Nachhaltige Nahrungsmittelsicherheit kann im Kapstadt der Armut und Dürre jedoch nicht nur auf kommerzielle Art erreicht werden. So engagiert sich eine Vielzahl an gemeinnützigen Gruppen dafür, dass insbesondere die ärmeren Haushalte mit ökologischen



DER AUTOR:

Matthias Gebauer ist Geograph und war 2018 Referent für nachhaltige Entwicklung ländlicher Räume in der Evangelischen Landjugendakademie Altenkirchen.

Anbaumethoden und häufig viel kreativem Einfallsvermögen auf dem wenigen verfügbaren Raum einen Teil ihrer Lebensmittel selbst anbauen. Die Wasserknappheit stellt diese urbanen LandwirtInnen jedoch vor eine kaum lösbare Herausforderung.

Solche Anbauprojekte gehen dabei häufig über den reinen Nahrungsmittelnutzen hinaus. Durch Gemeinschaftsgärten wird versucht, einer durch sozio-ökonomische Ungleichheit häufig desillusionierten Bevölkerung der Armutsviertel neue soziale Wertigkeit im Kontext des Umgangs mit Natur zu vermitteln. Einer solchen Herausforderung stellte sich das Ehepaar Beckett bei der Gründung des Woodwind Circle Community Gardens im ehemaligen Township Lavender Hill. Auf einer ungenutzten Freifläche inmitten einer im Kreis verlaufenden Straße entstanden unterteilte Parzellen für die umliegenden Haushalte sowie ein kleines Fußballfeld für die Jugend. Ein sich schnell abzeichnender Konflikt zwischen Gemüseanbau und über das Ziel hinausgeschossenen Bälle wurde durch einen ausreichend hohen Zaun geregelt, und die Becketts sorgten für eine professionelle Betreuung bei Anbaufragen und förderten die Errichtung von Heimgärten in der Nachbarschaft. Neben Lebensmittelanbau und sozialem Ort sollte der Gemeinschaftsgarten den Menschen eines sozial wie ökonomisch schlechter gestellten Stadtteiles auch Wissen und Verständnis für das natürliche Habitat vermitteln, wofür Pflanzen der für die Kapregion einzigartigen und durch den Menschen stark bedrohten Fynbos-Vegetation angepflanzt wurden.



Anbauparzellen im Community Garden Woodwind Circle.

Allen Bemühungen zum Trotz nahm Woodwind Circle vor wenigen Jahren ein jähes Ende. Das Scheitern des Gemeinschaftsprojektes lässt sich dabei jedoch nicht auf fehlendes Engagement oder ausbleibende Ernten zurückführen. Stattdessen sahen sich die Beckett's gezwungen, Lavender Hill auf Grund zunehmender Aktivitäten krimineller Gangs im Township gemeinsam mit ihren Kindern zu verlassen. Die für eine nachhaltige Entwicklung benötigte Zeit und Beständigkeit zerbrach an den Spätwirkungen räumlich manifestierter, sozio-ökonomischer Ungleichheit. Diejenigen Früchte der Stadt, welche benötigt werden, um Nahrungsmittelsicherheit und -gerechtigkeit zu generieren, scheitern somit leider nicht nur wegen des ausbleibenden Regens. Woodwind Circle wollte in mehrfacher Hinsicht nachhaltig Nahrung hervorbringen, für den Teller wie für die Seele, und so Menschen zusammenbringen, die in einer Umgebung leben, in welcher häufig mehr trennt als verbindet. Es ist jedoch nicht das einzige gemeinnützig orientierte Projekt seiner Art. In anderen Stadtteilen wie Gugulethu, Elsies Rivier oder Samora Machel stellen sich GärtnerInnen in privaten Gruppen, unterstützt von Kirchen, Schulen, NGOs und der Stadt Kapstadt ähnlichen Herausforderungen. Und auch diese stellen die Faktoren Stadtwachstum, Wasserknappheit und soziale Spannungen vor eine tägliche Frage der Existenz. «



ERDBEERANBAU IM TUNNEL: GUT FÜR MENSCH UND UMWELT

Franz-Josef Müller

Heimische Erdbeeren ab Mitte April und bis in den Oktober hinein – das funktioniert nur dank moderner Anbaumethoden im Folientunnel. Der Schutzaufbau verlängert nicht nur die Erntezeit in der Region, er steigert auch die Menge hochwertiger und geschmacklich überzeugender Früchte. Und nicht zuletzt erleichtert die moderne Beerenkultur den Obstanbauern die Arbeit.

WEG VON DER FREIFLÄCHE

Bis vor etwa 15 Jahren war die Saison für Erdbeeren relativ kurz. Das Wetter musste mitspielen, damit die Früchte auf den Feldern im Frühjahr reif wurden. Folienabdeckungen halfen, den Vorgang etwas zu beschleunigen. Wurde es zu warm und sonnig, war Schluss mit der Ernte. Deshalb begannen deutsche Obstanbauer zu Beginn der 1990er Jahre Dämme anzulegen, in die sie die Pflanzen setzten, um sie anschließend mit Wandertunneln zu überdachen. Doch noch immer mussten die Flächen regelmäßig gewechselt werden. Denn Erdbeeren gedeihen am besten auf frischem Boden – zum Beispiel dort, wo im Jahr zuvor Frühkartoffeln oder frühe Gemüsearten angebaut wurden.

NICHT MEHR IM ACKERBODEN

Solche Äcker stehen nicht jedem Erdbeeranbauer zur Verfügung. Deshalb stellen immer mehr auf Stellage-Kultur um. Dabei wachsen die Erdbeeren nicht mehr im Bo-

den, sondern geschützt eine Etage höher in mit Substrat gefüllten Kästen, die an Metallkonstruktionen befestigt sind. Gedüngt wird mit der automatischen Bewässerung. Das hat eine Reihe von Vorteilen: Das Pflücken wird angenehmer, rückschonender und effektiver. Eine Fläche kann über Jahre bei gleichbleibend hoher Beerenqualität genutzt werden. Und gedüngt und gewässert wird umweltschonend nur genauso viel, wie die Pflanzen benötigen. Zudem lässt sich die Reife der Früchte gezielter steuern.

AUCH BEERENSTRÄUCHER GEDEIHEN BESSER IM FOLIEN-TUNNEL

Etwa 20 Prozent unserer Erdbeeren stammen bereits aus geschütztem Anbau. Experten schätzen, dass der Anteil in zehn Jahren bereits bei 50 Prozent liegt. Dabei werden die fest installierten Tunnel den Gewächshäusern in ihrer technischen Ausstattung immer ähnlicher und können beispielsweise mit automatischer Lüftung ausgestattet werden. Und noch einen weiteren großen Pluspunkt hat die moderne Erdbeer-Kultur: Sie vermindert Blatt- und Fruchtkrankheiten. Außerdem können Schädlinge einfacher mit biologischen Gegenspielern, sogenannten Nützlingen bekämpft werden. Das reduziert stark den Einsatz von Pflanzenschutzmitteln.

Auch Beerensträucher wachsen in Deutschland zunehmend geschützt in Tunneln. Bei Blaubeeren kann etwa drei Wochen früher geerntet und das Saisonende nach hinten hinausgeschoben werden. Bei Himbeeren stehen der Schutz der Früchte und

damit deren Haltbarkeit im Vordergrund sowie verlässliche Erntezeiten. Laut offizieller Zahlen gibt es in Deutschland bereits 250 Hektar überdachte Himbeer-Kulturfläche, bei Brombeeren sind es etwa 50 Hektar – Tendenz steigend. Und auch die ersten Johannisbeeren aus deutschem Folienanbau sind bereits im Handel. «



DER AUTOR:

Franz Josef Müller leitet einen Obstbaubetrieb mit den Schwerpunkten Beerenobst (Erdbeeren, Heidelbeeren, Himbeeren). Er ist Präsident des Landesverbands Erwerbsobstbau und stellv. Vorsitzender der Bundesfachgruppe Obstbau.

VOM CHIRURGEN ZUM LANDWIRT

Marcus Rode

Im Juni 2008 schloss ich mein Studium der Humanmedizin in Göttingen ab und begann im Juli 2008 mit der Weiterbildung zum Allgemeinchirurgen. Im Laufe der Jahre und nach einigen Wechseln der Fachrichtung erkannte ich, dass der Arztberuf nicht meinen Vorstellungen entsprach und auch nicht mit dem Familienleben, wie ich es mir vorstellte, kompatibel war. Es ging soweit, dass ich an einer handfesten Depression erkrankte und den Beruf des Arztes nicht weiter ausführen konnte. Nach reiflicher Überlegung stand für mich ein Wechsel des Berufes fest. Hierbei schien mir der Beruf des Landwirtes am geeignetsten, da er sowohl deutlich familienkompatibler scheint als auch mehr meinen Idealen entspricht. Aber wie umsetzen? Ohne Hof? Ohne Geld? Hierbei kam mir der Zufall zu Hilfe. Für ein Praktikum landete ich auf dem Brothof in Waake. Der Brothof ist ein Biolandbetrieb in der Nähe von Göttingen. Im Laufe meiner Zeit als Praktikant wurde mir schnell klar, dass es genau das war, wonach ich suchte. Ich war auf der Suche nach einem Hof und der Hof auf der Suche nach einem geeigneten Nachfolger. Schon früh übernahm ich bestimmte Bereiche in Eigenverantwortung auf dem Hof und nach und nach entstand die Idee, den Hof vorübergehend bis zum endgültigen Besitzerwechsel in eine GbR zu überführen. Seit 07/18 sind wir nun eine GbR und trotz gesundheitlicher Rückschläge bereue ich meine Entscheidung nicht.



Der Hof bewirtschaftet ca. 65 ha Land östlich von Göttingen. Gerade mit seinen vielen kleinen Flächen, die streng nach Biolandrichtlinien bewirtschaftet werden, trägt unser Hof in der Region zu einem großen Artenreichtum bezüglich Flora und Fauna sowie einer optisch reizvollen Landschaftsgestaltung im Vergleich zu den vorhandenen konventionellen Höfen bei. Unser Getreide wird zum einen in der hofeigenen Backstube zu feinem Biobrot verarbeitet, zum anderen als Futter für unsere Mastschweine und Legehennen verwendet. Zudem bauen wir auf ca. 5 ha Kartoffeln für die Region an. Unser Sortiment wird im Sommer durch reichlich Tomaten, Gurken und Kürbisse erweitert. Zum Hof gehört außerdem eine 20-köpfige Mutterkuhherde. Unsere Produkte vermarkten wir über unseren Hofladen und den Göttinger Wochenmarkt. In Planung ist derzeit die Umstellung der Hybridlegehennenherde auf eine Zweinutzungsrasse, um auch hier noch mehr dem Tierwohlgedanken zu entsprechen.

Nun darf man sich meinen Werdegang natürlich nicht allzu romantisch vorstellen. Mein Verdienst stellt momentan in etwa ein Viertel meines vorherigen Gehaltes dar. Das bedeutet schon eine Menge Entbehrungen. Durch meinen Wechsel habe ich aber deutlich mehr Lebensqualität erhalten und finde insgesamt auch mehr Zeit für die Familie.

Ich habe selbst erfahren, warum es so schwierig ist, Hofübernehmer und Hofübergeber zusammen zu bringen. Meiner Meinung nach liegt es daran, dass die Übergeber sich nicht oder oft nur schwer von ihrem Lebenswerk trennen können und es deshalb sehr schwierig ist, seine eigenen Vorstellungen und Wünsche zu erfüllen. «



DER AUTOR:

Marcus Rode ist Humanmediziner, verheiratet und hat vier Söhne. Aktuell macht er eine Ausbildung zum Landwirt und betreibt den Bio-Bauernhof Brothof/Waake als GbR mit Johann v. Grafenstein-Lohrberg.

DIE BEHERR SCHUNG VER LECKE IV



KIRCHE IM
LÄNDLICHEN
RAUM

2019 | 70. Jahrgang

„DOCH WACHSTUM UND GEDEIHEN STEHT IN DES HIMMELS HAND“

DURCH DANK UND FREUDE ZUR GELASSENHEIT DES GLAUBENS FINDEN

Peter Riede

Erntedank heißt Zurückblicken. Wir halten im Gottesdienst inne, freuen uns an den Gaben der Schöpfung, die im Frühjahr und Sommer herangereift sind und nun glücklich geerntet wurden. Vieles an Arbeit, an Engagement, aber auch an Bangen und Sorgen ist mit der Arbeit in der Landwirtschaft verbunden. Wir haben es im letzten Sommer deutlich erfahren, als die Äcker trocken und dürr darniederlagen und viele Pflanzen nicht ihr normales Wachstum erreichten und als am Ende das Futter für die Tiere ausging, so dass viele frühzeitig geschlachtet werden mussten. Und in anderen Regionen dieser Erde waren Regen und Unwetter so stark, dass Böden weggeschwemmt wurden und ganze Landstriche unter Wasser standen. Auch da kam es zu großen Schäden, zu Ernteausfällen und bleibenden Negativfolgen für die Böden und ihre Fruchtbarkeit, eine Katastrophe für die betroffenen Landwirte und ihre Familien.

serem Machbarkeitswahn entzogen. Wir sehen es am fortschreitenden Klimawandel mit seinen Folgen für Mensch und Tier.

Von der landwirtschaftlichen Arbeit, vom Rückblick auf das, was im landwirtschaftlichen Jahr an Arbeiten ansteht, erzählt auch das Lied von Matthias Claudius aus dem Jahre 1783: „Wir pflügen und wir streuen den Samen auf das Land“ (EG 508), das wir häufig an Erntedank singen. Ursprünglich als Bauernlied veröffentlicht, gehört es in einen größeren literarischen Zusammenhang, den Matthias Claudius „Paul Erdmanns Fest“ überschreibt: Ein Bauer begeht den 50. Jahrestag seiner Hofübernahme, die zu Beginn von Armut und großer Plage geprägt war. Angesichts dieses Jubiläums sagt er: „Es sind heute fünfzig Jahr, als ich dies Erbe sehr wüst und verfallen antrat. Ich habe mit Gott angefangen und ihn oft hinterm Pflug um seinen Segen gebeten – und er hat mich gesegnet. Gott ist gnädig und verlangt nur von uns, dass wir seine Güte erkennen. Ihr lieben Nachbarn, helft mir heute, Gott zu danken! Und lasst uns hier miteinander fröhlich sein!“ Bei diesem Fest ist dann das ganze Dorf dabei und feiert mit. So ist das Jubiläum auch eine Art „Ernte“, und das Fest, das die Bauern feiern, ein doppeltes Erntefest. Einerseits Dank für mancherlei Bewahrung und mancherlei Segen, den der Bauer in diesen 50 Jahren erfahren durfte, und auch Dank für die aktuelle Ernte, die dazu beiträgt, das Leben der Menschen zu erhalten.

Die Herausforderung, die sich schon damals andeutet, findet sich auch heute: Es ist nicht mehr selbstverständlich in der Zeit der Aufklärung kurz vor der Französischen Revolution, zu Gott zu beten, es ist auch nicht mehr selbstverständlich, Gott für seine Gaben zu danken.

Der Anfang des Liedes, das die Bauern im Wechsel mit einem Vorsänger singen, und auch sein Ende, fehlen in unserem Evangelischen Gesangbuch. In der ursprünglichen Fassung des Bauernlieds von Matthias Claudius wird das Thema Saat und Ernte in den großen Zusammenhang des Schöpferwirkens Gottes gestellt.

Bis heute ist dem menschlichen Machen eine deutliche Grenze gesetzt, auch wenn viele Maschinen mittlerweile in der Landwirtschaft im Einsatz sind, die die menschliche Arbeitskraft ersetzen und manche Arbeitsvorgänge deutlich erleichtern. Vieles können wir beherrschen, Vieles können wir beeinflussen und in die eigene Hand nehmen, Vieles aber bleibt dennoch un-



*Im Anfang war's auf Erden
Nur finster, wüst' und leer;
Und sollt was sein und werden,
Mußt' es wo anders her.*

*So ist es hergegangen,
Im Anfang, als Gott sprach,
Und wie sich's angefangen,
So geht's noch diesen Tag.*

Was mit der uranfänglichen Schöpfung begann, findet seine Fortsetzung im jährlichen Wachsen und Gedeihen der Pflanzen. Vieles können wir beherrschen, Vieles können wir beeinflussen und in die eigene Hand nehmen. Doch Wachstum und Gedeihen, sie stehen nicht in unserer Hand, so formulierte es schon Matthias Claudius. Vieles ist dazu nötig, was von außen dazu kommt, Tau, Regen, Sonn- und Mondenschein, und die klimatischen Boten wie Frühlingswetter und der winterliche Schnee. Aber auch der große Zusammenhang der Schöpfung, der Mikro- und der Makrokosmos in ihrem untrennbaren Zusammenwirken, die Lebenszusammenhänge innerhalb der Schöpfung kommen in den Blick und werden mit Gottes Schöpferwirken in eins gestellt: Von ihm kommt alles her, Strohalm und Sterne, Sperling und Meer, Büsche und Blätter, Korn und Obst. Wenn die Ernte dann da ist, wenn die Früchte des Feldes und der Bäume und Sträucher eingebracht sind, ist es Zeit, innezuhalten und zurückzublicken.

Dieses Innehalten ist mit einem Doppelten verbunden: Zum einen dem Dank an Gott: In seiner Hand stehen „Wachstum und Gedeihen“. Und in dem, was wir dann in Händen halten, steckt auch sein Segen, der gleichsam in den Körnern und Früchten gar zart und künstlich fein „eingewickelt“ ist. Es ist eben nicht das menschliche Tun allein, was zur Ernte führt, es sind auch nicht die Gesetze der Natur, die gleichsam „automatisch“ das Reifen der Früchte garantieren. Es geht vielmehr um eine Verbindung von menschlichem Tun, von natürlichen Abläufen und dem Wirken Gottes. Und dieses göttliche Wirken geschieht oft genug im Verborgenen, heimlich-geheimnisvoll, etwa wenn es vom Himmel heißt, dass er sich mit leisem Wehen auf tut und Wachstum und Gedeihen durch sein „Träumen“ befördert.

„Es geht durch unsre Hände, kommt aber her von Gott“. Dem Dank wohnt etwas Heilsames inne, etwas Stärkendes, etwas, was in die Zukunft weist, trotz aller Krisen und Gefährdungen, die eine jede und ein jeder immer wieder erleben. Denn im Danken entdecke ich ein Stück der Gnade Gottes, die mir widerfahren ist und widerfährt, beim Ernten auf dem Acker und auch bei meinem persönlichen Lebensrückblick.

Zum Dank gehört aber auch das Lob. Ich wende meinen Blick weg von mir, auf den Geber aller Gaben. Ich bleibe nicht bei mir stehen. Ich sehe sein welt-erhaltendes Wirken, das sich auch gegen so manch gegenläufige, existenzbedrohende Erfahrung fortsetzt. Dieses Wirken durchkreuzt unser menschliches Machbarkeitsstreben und will mich in seiner Wunderhaftigkeit immer neu zum Staunen und zur Bewahrung bewegen.

Indem ich lobe, trete ich zurück, trete ich in Distanz zu meinem Schaffen und Tun. Indem ich lobe, nehme ich den großen Zusammenhang der Schöpfung wahr. Indem ich lobe, kann ich dankbar empfangen. „Er schenkt uns Vieh und Freude, er macht uns frisch und roth. Er gibt den Kühen Weide und unsern Kindern Brot.“

Darum schließt jede Strophe des Liedes von Matthias Claudius auch mit einem Kehrsvers, der ein Bekenntnis ist: „Alle gute Gabe kommt her von Gott, dem Herrn.“ Und dieses immer wiederkehrende Bekenntnis mündet ein in die vierfach wiederholte Aufforderung zum Dank: „Drum dankt ihm, dankt, drum dankt ihm, dankt und hofft auf ihn“. Aus dem Dank kommt Hoffnung. Und Hoffnung führt letztendlich in Gelassenheit und Freude. Das Leben der Menschen und das Leben der Natur ruhen in Gottes Hand. Er ist der Schöpfer der Welt und des Lebens, er ist es auch, der seine Geschöpfe erhält. Aber mehr noch. Auch da, wo ich scheitere, auch da, wo den menschlichen Möglichkeiten in der Landwirtschaft, aber auch darüber hinaus Grenzen gesetzt sind, kann ich an dieser Hoffnung festhalten, denn

*Auch Frommsein und Vertrauen,
Und stiller edler Sinn,
Ihm flehn und auf Ihn schauen,
Kömmt alles uns durch Ihn.*

*Er gehet ungesehen
im Dorfe um und wacht,
und rührt, die herzlich flehen,
im Schläfe an bei Nacht.*

Wo ich mich IHM anvertraue, wächst auch das Vertrauen in sein lebenserhaltendes Wirken, trotz aller gegenläufigen Erfahrungen, trotz aller Infragestellungen, die das Leben mit sich bringt.

Entsprechend endet auch das Bauernlied von Matthias Claudius ursprünglich:

*Darum, so woll'n wir loben,
Und loben immerdar
Den großen Geber oben
Er ist's und er ist's gar!*

Das Lob Gottes stiftet Hoffnung, das Lob Gottes schafft Gelassenheit, das Lob durchkreuzt den menschlichen Machbarkeitswahn und weist hin auf den Schöpfer und Erhalter des Lebens. “



Literatur:

Die Erzählung „Paul Erdmanns Fest“ und das „Bauernlied“ finden sich z.B. in

- » Matthias Claudius: Sämtliche Werke in einem Band. Nach dem Text der Erstausgabe (Asmus 1775–1812) und den Originaldrucken (Nachlese), München 1976, 188–212.
- » Dieter Nestle, Wir pflügen und wir streuen, in: Christian Möller (Hg.), Liedauslegungen, Liedmeditationen, Liedpredigten. Ein Arbeitsbuch zum Evangelischen Gesangbuch, Stuttgart 1997, 273–282.



DER AUTOR:

Prof. Dr. Peter Riede ist Kirchenrat in der Evangelischen Landeskirche in Baden.

ERNTEDANK IN DER KRISE?

JESAJA 58, 7-12

Stefan Berk

EINFÜHRENDE ÜBERLEGUNGEN

Es war ein ungeschriebenes Gesetz: Ende September wurde gesammelt. Die Konfirmandinnen und Konfirmanden aus dem ersten Jahr gingen von Haus zu Haus, die Leute gaben ihnen Lebensmittel mit: frische Eier, Kartoffeln aus dem eigenen Garten, Kohlköpfe, auf die manche besonders stolz waren. Obst gab es immer reichlich, jedenfalls in den Jahren, in denen die Ernte gut ausgefallen war. Und manchmal eine Mark, vielleicht auch mal fünf Mark, eher mit einem entschuldigenden Lächeln dabei: Ich habe vergessen, was Richtiges zusammenzustellen.

Die Kindergärten beteiligten sich auch: Von beiden Bergseiten wurden Lebensmittel in kleinen Körbchen in die Kirche gebracht. Ein wuseliges Bild: Über 100 Kinder in der Kirche, die ihre Geschenke vor den Abendmahlstisch, auf die Stühle und den Boden verteilten. Und als alle saßen, wurde gesungen und kurz über Segen, über Ernte, über Lebensmittel nachgedacht.

Alles, was zusammen gekommen war, wurde einen Tag später von einem Mitarbeiter eines Kinder- und Jugendheims abgeholt. Für die Gemeinde, die Erwachsenen wie die Kinder, eine Selbstverständlichkeit: Segen muss weitergegeben werden. Segen vermehrt sich durch Teilen. Es musste nicht immer ausdrücklich erklärt werden: Dankbarkeit, Teilen und Segen gehören zusammen und bilden eine Art Rückgrat für das Leben.

Seit damals haben sich die Gewohnheiten verändert. Die Hygienegesetze machen es Jugendhilfeeinrichtungen schwer, solche Geschenke sinnvoll zu verarbeiten. Die Gärten hinter den Häusern sind Blumenrabatten und Rasenflächen gewichen. Inzwischen hat das Sammeln ganz aufgehört. Erntedank wandert aus, selbst in ländlichen Kontexten. Erntedank in der Krise?

Diese Entwicklung hängt auch mit der Situation der Landwirtschaft zusammen. Die Zahl der Nebenerwerbslandwirtschaften geht deutlich zurück, der Anteil der großen Betriebe nimmt zu.¹ Diese konzentrieren sich verständlicherweise in Regionen, in denen sowohl der Boden als auch die Geografie gute Voraussetzungen für eine maschinelle Bewirtschaftung geben. In den Mittelgebirgen hingegen wird es schwieriger, die nötigen Erträge zu erwirtschaften.

Das führt dazu, dass immer weniger Menschen mit Landwirtschaft und Tieren und dem ständigen Wechsel von Säen und Ernten in Berührung kommen. Zwar gibt es auch gegenläufige Trends, etwa das „Urban Gardening“ oder Projekte der „Solidarischen Landwirtschaft“, aber der größte Teil der Bevölkerung kommt nur noch über Discounter in Kontakt mit Lebensmitteln, und die Verkaufsfläche für fertig verarbeitete Tiefkühl-Produkte nimmt beständig zu.

Trotzdem wird Erntedank gefeiert, immer noch, vielleicht immer

wieder, vielleicht wieder neu. Erstaunlich, dass selbst nach dem heißen und langen Sommer 2018, in dem in manchen Regionen eine ganze Ernte verdorben ist, das Fest gefeiert wurde. Zum Trotz? Oder vielleicht gerade weil diese Erfahrung in Erinnerung gerufen hat, dass trotz aller Technisierung des Lebens eine elementare Abhängigkeit von natürlichen Faktoren bleibt, die nicht zu beeinflussen sind?

Erntedankfeste mit ihren großen und wunderbaren Gottesdiensten bekommen möglicherweise eine neue Bedeutung. Sie bringen diesen alten Zusammenhang von Danken, Teilen und Segen neu ins Bewusstsein. In dieser Spur wird auch eine einseitige Politisierung oder Moralisierung vermieden, als ob es die „gute“ oder die „schlechte“ Landwirtschaft gäbe oder städtisches gegen ländliches Leben ausgespielt werden könnte. Danken, Teilen und Segen bilden einen Zusammenhang, der zum nachhaltigeren Leben einlädt, der kritisch und solidarisch die Landwirtschaft an dem Nachdenken auf Augenhöhe beteiligt und Menschen mit ihren Sorgen um die Zukunft ernst nimmt.

EXEGETISCHE HILFESTELLUNG: JESAJA 58

Im Mittelpunkt des Erntedankfestes 2019 steht der Predigttext aus Jesaja 58. Durch die Perikopenreform schon wieder!

Aber das ist durchaus eine Hilfe. Denn der aktuelle Zusammenhang unseres Erntedankfestes wird durch diesen Bibeltext nachdrücklich beleuchtet. Offensichtlich bestand und besteht zu allen Zeiten die Gefahr, die guten Lebensumstände zu selbstverständlich zu nehmen, so dass der Zusammenhang aus Dankbarkeit, mitmenschlichem Handeln und erfahrener Segen immer wieder neu buchstabiert werden muss.²

Die Perikope der Verse 7-12 steht ein bisschen fremd in einem Zusammenhang der Klage darüber, dass die Gottesdienste, die Spiritualität, die religiösen Bemühungen von Gott nicht anerkannt werden (vv 2-3a). Aus dieser prophetischen Auseinandersetzung entwickelt sich dann eine Mahnrede, in der nicht mehr das Volk als Ganzes, sondern der Einzelne in den Blick kommt. Es klingt nach einer bedingten Verheißung, sinngemäß beginnend in v 6 und ausdrücklich formuliert in v 9b, zweifach wiederholt mit unterschiedlichen Schwerpunkten.

Dabei geht es in beiden Versen um ein Verhalten der Menschen, dem der Segen bzw. die Gegenwart Gottes folgt – so jedenfalls klingt es auf den ersten Blick. „Dann wird dein Licht hervorbrechen“, wenn der Hungrige satt und der Arme Unterstützung und Unterkunft findet (v 7), wenn die Unterdrückung, der Rufmord und das Ausgrenzen ein Ende finden (vv 9b+10).

Es spricht vieles dafür, dass der Verfasser der Kapitel 56-66, „Tritojesaja“ genannt, gegen Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. – um das Jahr 520 herum – gelebt hat.³ Die Lebensumstände waren schwierig: Einerseits war einige Jahre vorher die Rückkehr aus dem Exil und der Neubau des Tempels erlaubt worden, andererseits war die wirtschaftliche Situation alles andere als einfach. Dankbarkeit auf der ei-

nen Seite, Frustration auf der anderen kennzeichneten die Situation. Das spiegelt sich in den ersten Versen des 58. Kapitels: Die Menschen suchen Gott, geben sich mit dem religiösen Leben und den biblischen Ritualen Mühe. Aber der Glaube dringt nicht bis in den Alltag durch, die Not führt nicht zu einer breiten Solidarität. Stattdessen regieren Streit und Zank, und wer kann, versucht sich mit Unrecht und Gewalt gegenüber Schwächeren durchzusetzen (v 4).

Damit zerbrechen die elementaren Zusammenhänge von Dankbarkeit, Teilen und Segen. Glaube, Gottesdienst und religiöse Praxis sind losgelöst vom alltäglichen Handeln mit und für andere und führen sich damit ad absurdum, weil sie eher von Gott weg als zu ihm hinführen. Auch wenn im Bibeltext nicht ausdrücklich von Dankbarkeit gesprochen wird: Sie ist doch immer mitgedacht. Denn Gott ist der Gott Israels von alters her; der Aufbau des Tempels erinnert an seine Gegenwart und Treue seit Generationen. Gottes Handeln geht allem menschlichen Tun voraus – und alles religiöse Engagement versucht, diesem Einsatz Gottes für seine Menschen zu entsprechen.⁴

„Dann wird dein Licht aufstrahlen in der Finsternis“ (v 10) – das ist dann die Folge dieser Dankbarkeit des Glaubens und seiner Übersetzung in alltägliches Handeln. Ethik entsteht nicht, um etwas zu erreichen; Fasten ist keine religiöse Leistung, um Gott auf sich aufmerksam zu machen und für sich zu gewinnen. Wo Glaube aus Dankbarkeit heraus selbstverständlich handelt und anderen zur Seite steht, Schwächere unterstützt und Unfreiheit beendet, da wandelt sich das Leben wie von selbst, da werden die Menschen „sein wie ein bewässerter Garten und wie eine Wasserquelle, deren Wasser nicht trügen“ (v 11b). Und trotz aller wirtschaftlichen Probleme wird wieder guter Wohnraum entstehen auf den „Grundmauern vergangener Generationen“ (v 12).

DANKBARKEIT BLEIBT DER SCHLÜSSEL

Es ist erstaunlich, wie aktuell diese über zweitausend Jahre alte Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse bleibt. Selbst wenn der überwiegende Teil der Menschen in Deutschland fast nichts mehr mit der Ernte im unmittelbaren Sinn zu tun hat, bleibt die Dankbarkeit der Schlüssel für ein Leben, das sich für Recht, für Solidarität, für Zukunftschancen einsetzt.

Gott als Ursprung des Lebens: Dann verkommt die Haltung der Dankbarkeit und des Teilens nicht zu einem zweckmäßigen Handeln. Dieser Dank ist nicht geheuchelt, um die Gunst eines anderen zu erreichen. Wer so teilt, dass die Haltung der Dankbarkeit ihn antreibt, denkt nicht an Teilhabemodelle, die Effizienz als Ziel haben.

Dankbarkeit bleibt also der Schlüssel, um Erntedank zu feiern, gerade in unserer hochtechnisierten und anscheinend so abgesicherten Existenz. Es braucht die Einladung, das Leben als „gegeben“, als „geschenkt“ zu begreifen, für das man danken kann, selbst wenn es nicht einfach zu bestehen ist. Es braucht die Anleitung zu einer Lebensweise, die aus diesem Dank heraus mit-lebt, teilt und sich engagiert. Am Ende müsste deutlich werden, wie viel Segen, wie viel Perspektive und Hoffnung aus dieser Lebenshaltung wächst, über sich selbst hinaus.

Das Fest selbst gründet in der fröhlichen Entdeckung: Wir „verdanken“ unser Leben – und diese Haltung der Dankbarkeit ist gesund, sucht Gemeinschaft und schenkt Mut zur Hoffnung auf Zukunft.⁵



Quellen:

1. Siehe Statistik und Berichte des BMEL, Grafik auf <http://www.bmel-statistik.de/landwirtschaft/landwirtschaftliche-betriebe/> (abgerufen am 14.4.2019)
2. Vgl. zum Folgenden Claus Westermann, Das Buch Jesaja, Kapitel 40–66, ATD 19, 4. Auflage 1981, 236ff und zum Predigttext seine Auslegung auf 264ff.
3. Westermann, aaO, 236ff
4. Vgl. Westermann, aaO, 268f
5. Predigtstudien 2018/2019, 2. Halbband, 216

GOTTESDIENST

BEGRÜSSUNG UND VOTUM:

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes: Amen.

Unsere Hilfe steht bei dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat, der Bund und Treue hält und niemals preisgibt das Werk seiner Hände.

„Aller Augen warten auf dich, und du gibst ihnen ihre Speise zur rechten Zeit.“

Herzlich willkommen zum Erntedankgottesdienst in diesem Jahr! Ich schaue in viele fröhliche Gesichter und weiß gleichzeitig, dass es viele in unserem Land gibt, die mit ihrem Leben nicht zufrieden sind. Viele sagen: Wofür soll ich dankbar sein? Habe ich mir nicht alles selbst erarbeitet?

Aber wo keine Dankbarkeit wohnt, da wird das Leben vergiftet. Da fehlt irgendwann der innere Friede. Und deshalb feiern wir den Tag der Dankbarkeit, ein Erntedank und ich bin froh, dass wir heute Morgen einige besondere Gäste haben, die sich für das tägliche Brot und mehr einsetzen.

LIED:

„Morgenlicht leuchtet“ (EG 455)

PSALM:

104, im Wechsel gebetet

- I. Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!
Du hast sie alle weise geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter.
- II. Es warten alle auf dich, dass du ihnen Speise gebest zur rechten Zeit.
- I. Wenn du ihnen gibst, so sammeln sie;
wenn du deine Hand aufstust, so werden sie mit Gutem gesättigt.
- II. Verbirgst du dein Angesicht, so erschrecken sie;
nimmst du weg ihren Odem, so vergehen sie
und werden wieder Staub.
- I. Du sendest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen,
und du machst neu die Gestalt der Erde.
- II. Die Herrlichkeit des Herrn bleibe ewiglich,
der Herr freue sich seiner Werke!
Lobe den Herrn, meine Seele!
Halleluja!

LIED:
„Lobe den Herrn meine Seele“
(Wortlaute Nr. 39 oder Lieder
zwischen Himmel und Erde Nr.
141)

LEBENS-SORGEN – EINGANGSGEBET:

*Hier kommen Betroffene zu Wort und
schildern ganz kurz ihre Sorgen zum
Thema „Lebensmittel“. Die Gedanken
werden betend aufgenommen und von
der Gemeinde mit dem Liedruf „Herr,
erbarme dich“ (EG 178.11) beantwortet.*

- » **Landwirt*in**
- » Gebet (**Pfarrer*in**)
- » **Gemeinde:**
„Herr, erbarme dich“
- » **Verkäufer*in** in einem Super-
markt
- » Gebet (**Pfarrer*in**)
- » **Gemeinde:**
„Herr, erbarme dich“
- » **Bäcker*in**
- » Gebet (**Pfarrer*in**)
- » **Gemeinde:**
„Herr, erbarme dich“
- » **Metzger*in**
- » Gebet (**Pfarrer*in**)
- » **Gemeinde:**
„Herr, erbarme dich“
- » **Koch/Köchin**
- » Gebet (**Pfarrer*in**)
- » **Gemeinde:**
„Herr, erbarme dich“

GNADENZUSPRUCH:
Gott spricht: „Suchet mich, so
werdet ihr leben!“ (Amos 5,4)
Ehre sei Gott in der Höhe!
Gemeinde: Ehre sei Gott in der
Höhe ...

KOLLEKTENGE BET:
Gott des Lebens,
teile aus die Fülle – aus deiner Hand
kommt alles Leben;
teile aus die Fülle – durch deine Güte
erhältst du unser Leben;
teile aus die Fülle – dein guter Geist
öffnet uns die Hände.

Dir sei Ehre und Preis von Ewigkeit
zu Ewigkeit!
Gemeinde: Amen.

SCHRIFTL ESUNG:
Matthäus 6,25-34

LIED:
„Wir pflügen und wir streuen“
(EG 508)

PREDIGT ZU JESAJA 58

PREDIGTLIED:
„Lobet den Herren“ (EG 447, 1-3)

ZWISCHENRUF: FULBERT STEF- FENSKY, DANKEN

Fulbert Steffensky, aus: Mit Lob und Dank gegen
Verbissenheit und Zwang, die „bösen Geschwis-
ter“ des Glaubens, zitiert nach <https://chrison. evangelisch.de/das-wort/mit-lob-und-dank-gegen-verbissenheit-und-zwang-die-bosen-geschwister-des-glaubens-2754> (abgerufen am 14.4.2019)

Danken ist nicht ganz leicht, weil man
den Grund des Dankens nicht immer
und manchmal gar nicht am Leben
selber ablesen kann. Danken ist eine
Form des Glaubens. Im Dank deutet
man die Welt besser, als sie ist. Man
liest die Schönheit in sie hinein. Im
Dank deutet man auch sich selber
besser, als man ist. Man liest sich mit
den Augen Gottes, der uns schon ge-
meint und geborgen hat im Schicksal
jenes Christus. Das Danken zu lernen,
ist wichtiger als jede Moral. Moral
muss eine Herkunft haben, sonst hält
sie sich nicht lange. Ihre beste Mutter
ist der Dank. Wer dankt, schlägt nicht.
Wer dankt, benutzt nicht. Wer dankt,
zerstört nicht.

FORTSETZUNG LIED:
„Lobet den Herren“ (EG 447, 7-9)

SCHLUSSGEBET
Vater im Himmel,
wir kommen zu dir mit allem,
was uns auf dem Herzen brennt
und die Seele schwer macht:
unsere Freude und Enttäuschungen,
unsere Sorgen und Hoffnungen,
unsere Erinnerungen des Friedens
und die Wunden der Seele.
Wir kommen zu Dir:
Nimm uns hinein
in Deinen grenzenlosen Segen,
in den Überfluss des geschenkten
Lebens,
das Du gibst ohne jeden
Hintergedanken.
Wir kommen zu Dir:
lass unser Leben inspiriert werden
von Deiner Unendlichkeit;
lass unser Engagement getragen sein
von Deinem Blick auf das Leben;
lass unsere Gemeinschaft
in Deiner Großzügigkeit ihre Heimat
haben.
Lass uns den Blick der Dankbarkeit
entdecken
für alles, was Du uns zur Verfügung
stellst,
damit wir die im Blick behalten,
die unsere Hilfe brauchen,
damit wir Wege des Friedens
und der Gerechtigkeit gehen,
damit Tränen getrocknet werden,
wo Verzweiflung regiert,
damit niemand mehr
den menschenverachtenden Parolen
vertraut,
sondern Dir allein, dem Liebhaber des
Lebens.
Bleibe bei uns mit Deinem Segen,
mit Deiner Lebenskraft,
damit sie in uns Schwachen
mächtig werden kann.
In dieser Hoffnung beten wir gemein-
sam:

VATER UNSER

SCHLUSSLIED:
„Gott gab uns Atem“ (EG 432)

SEGEN – ABSCHIED

ZUM GOTTESDIENST

Ich schlage vor, im Eingangsgebet Menschen zu Wort kommen zu lassen, die unmittelbar mit Lebensmitteln zu tun haben: einen Landwirt, eine Verkäuferin aus dem Supermarkt, einen Bäcker, einen Metzger, einen Koch. Je nach Situation können andere / weitere Berufe ausgewählt werden. Sie formulieren ihre Sorgen zum Thema Lebensmittel; die Liturgin/der Liturg ergänzt einen Gebetssatz, den die Gemeinde mit ihrem „Herr, erbarme dich“ aufnimmt.

PREDIGTTEXT: JESAJA 58, 7-12 (LUTHERTEXT 2017)

7 Heißt das nicht: Brich dem Hungrigen dein Brot, und die im Elend ohne Obdach sind, führe ins Haus! Wenn du einen nackt siehst, so kleide ihn, und entzieh dich nicht deinem Fleisch und Blut! 8 Dann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte, und deine Heilung wird schnell voranschreiten, und deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehen, und die Herrlichkeit des HERRN wird deinen Zug beschließen. 9 Dann wirst du rufen und der HERR wird dir antworten. Wenn du schreist, wird er sagen: Siehe, hier bin ich. Wenn du in deiner Mitte niemand unterjochst und nicht mit Fingern zeigst und nicht übel redest, 10 sondern den Hungrigen dein Herz finden lässt und den Elenden sättigst, dann wird dein Licht in der Finsternis aufgehen, und dein Dunkel wird sein wie der Mittag. 11 Und der HERR wird dich immerdar führen und dich sättigen in der Dürre und dein Gebein stärken. Und du wirst sein wie ein bewässerter Garten und wie eine Wasserquelle, der es nie an Wasser fehlt. 12 Und es soll durch dich wieder aufgebaut werden, was lange wüst gelegen hat, und du wirst wieder aufrichten, was vorzeiten gegründet ward; und du sollst heißen: „Der die Lücken zumauert und die Wege ausbessert, dass man da wohnen könne.“

 **PREDIGT ZU JESAJA 58**

Gnade sei mit euch und Friede von Gott und unserem Herrn Jesus Christus! Amen.

Ja – und jetzt, liebe Gemeinde?

Es gibt kurze Fragen, die mich verunsichern. Ja – und jetzt? Was bedeutet das jetzt?

Besondere Tage stellen regelmäßig solche Fragen. Auch der Erntedanktag. Wir wissen unglaublich viel. Wir kennen Zusammenhänge, über die unsere Großeltern nur gestaunt hätten. Es gibt Untersuchungen und Forschungen zu allem, was man sich denken kann. Den Überblick haben nur noch Fachleute, die Experten für ihren kleinen Bereich sind.

Aber wer stellt sich eigentlich den großen, bedrängenden Fragen als Ganzes? Wer wagt sich aus der Deckung, wenn es um den Klimawandel geht, der jetzt schon Millionen Menschen in ihrer Existenz betrifft? Wer wagt es, einen Blick auf unseren Lebensstil zu werfen, der schon kurz nach dem Sommer die Vorräte an Energie und Lebensmitteln verbraucht hat, die uns eigentlich für ein ganzes Jahr reichen müssten?

Junge Leute gehen inzwischen auf die Straße. Sie diskutieren darüber, dass ihre Zukunft nicht rosig aussieht, wenn wir so weiter wirtschaften. Doch die Experten zucken die Achseln – ihnen sind die Argumente nicht fachlich genug. Politik und Wirtschaft sind eher mit kurzfristigen Zielen beschäftigt – wer möchte nicht wiedergewählt werden? Und wer muss dem Vorstand keine guten Zahlen liefern?

Doch wer ist eigentlich dafür zuständig, einen Blick auf das Ganze zu werfen? Wo ist eigentlich der Ort, wo wir über die Grundlagen des Lebens als Ganzes reden? Müssten wir nicht längst diese Frage stellen: Und jetzt?, wenn Inseln im Meer versinken, die Orkane zunehmen und vor einem Jahr der Jahrhundertsommer ganze Landstriche verdorren und vertrocknen ließ? Damals haben Menschen gefragt, was jetzt werden soll. Wer hört sie mit ihren Fragen? Wer hört die jungen Leute mit ihren Zweifeln?

Szenenwechsel – lassen Sie sich einen Moment mitnehmen in eine andere Zeit. Wir sind Zeugen einer Auseinandersetzung, die sich vor mehr als zweieinhalbtausend Jahren abgespielt hat. Die Gesellschaft im damaligen Israel war tief gespalten und frustriert. Die letzten Jahrzehnte waren durch Krieg und Zerstörung geprägt. Viele waren zwar aus dem Exil zurückgekehrt, und offiziell durfte die alte Hauptstadt mit dem Tempel wieder aufgebaut werden. Aber wovon? Es gab keinen Marshall-Plan, keine Sponsoren. Die Wirtschaft lag am Boden, die Mehrheit schlug sich irgendwie mehr schlecht als recht durch. Nur eine kleine Elite hatte es geschafft, sich Monopole zu sichern. Diese Leute gab es wohl immer schon, die wussten, wie man solche Zeiten für den eigenen Vorteil ausnutzen konnte – reich werden aus der Not heraus. Wollte das nicht eigentlich jeder?

Ja – und jetzt?

Dass die Armen nicht zufrieden waren, liegt auf der Hand. Aber die Reichen waren es auch nicht. Denn sie hatten das Gefühl, dass Gott ihnen keine Beachtung schenkte. Dabei taten sie alles, was in der Bibel steht: Sie hielten sich an die Gebote, sie feierten festliche Gottesdienste und spendeten, was vorgeschrieben war. Alles schien zu passen: Wirtschaftlicher Wohlstand, öffentliches Ansehen und religiöses Engagement – was fehlte denn noch? Warum honorierte Gott das alles nicht? Und da ist die Frage wieder: Was denn noch? Und was jetzt?

Es fehlt etwas Entscheidendes, sagt Jesaja, der Prophet, der Botschafter. Es fehlt die Verlängerung in den Alltag hinein. Es fehlt die Verbindung zwischen Religion und konkretem Leben, zwischen Sonntag und Werktag. Es fehlt der Blick auf das Ganze des Lebens. Jeder Bereich, für sich genommen, funktioniert perfekt. Doch Glaube und Leben, Spiritualität und Alltag müssen zusammen finden, müssen eine Einheit sein. Das Leben lässt sich nicht in Segmente aufteilen, für die dann Experten entscheiden, was gut ist. Deshalb folgt die klare Ansage auf die Beschwerde über Gottes verstopfte Ohren: Wenn Euer Glaube wirklich echt ist und das Ganze des Lebens in den Blick nimmt, dann „brich dem Hungrigen dein Brot, und die im Elend ohne Obdach sind, führe ins Haus! Wenn du einen nackt siehst, so kleide ihn, und entzieh dich nicht deinem Fleisch und Blut!“

Darin spiegelt sich der Alltag der überwiegenden Mehrheit der Menschen. Er war hart und schwer. Soziale Ungerechtigkeit war an der Tagesordnung. Da entscheidet sich die Nähe Gottes: Bei denen, die hungrig sind, die kein Dach über dem Kopf haben, die so arm sind, dass sie sich noch nicht mal Kleidung leisten können, und wo innerhalb einer Familie keine Solidarität mehr zählt.

Das Leben dieser Menschen gehört zu der Wirklichkeit dazu – und so lange das nicht in den Blick kommt, wird niemand die Nähe Gottes spüren können. So lange führt keine religiöse Praxis dazu, sich zu fühlen „wie ein bewässerter Garten und wie eine Wasserquelle, der es nie an Wasser fehlt“, sagt Jesaja.

Lässt sich Gott also doch durch gute Werke beeindrucken? Also doch ein sowohl als auch – Gnade und Gutes tun? Muss der Glaube sich am Ende doch beweisen und aufzählen können, wo wir etwas gegen den Hunger, gegen die Wohnungsnot, gegen die Verzweiflung der Geflüchteten getan haben? Erntedankfest – also doch was abgeben, damit Gott freundlich nickt?

Nein, liebe Gemeinde, das wird Jesaja nicht gerecht.

Das Ganze im Leben hat auch mit der Geschichte zu tun. Niemand lebt nur im hier und jetzt. Wir sind immer Teil einer langen Geschichte, zu der auch das gehört, was Menschen mit Gott erlebt haben. Ihre Geschichte ist eine Gottesgeschichte, die mit der Erfahrung der Befreiung begonnen hat. Wer an Gott dachte, dachte auch an diese Geschichte. Wer im Tempel feierte, hatte diese Geschichte der Freiheit im Hinterkopf. Und in den Lesungen und Liedern wurde diese Geschichte immer wieder lebendig, wurde ein Teil der Identität der Menschen und ihres Glaubens.

Mit dieser Geschichte der Freiheit verbindet sich Dankbarkeit. Die Menschen in Israel erinnern bis heute daran und feiern ihre Freiheit, indem sie Gott danken. Das wird immer mit gedacht und mit geglaubt: Wir verdanken Gott unsere Existenz. Wir verdanken Gott die Rückkehr aus dem Exil. Mitten im Chaos verdanken wir Gott den Streif am Horizont. Was Gott damals getan hat, das kann er jederzeit wieder tun und unsere Not beenden.

Dankbarkeit ist kein Add On, nichts, was man auch noch tun muss. Dankbarkeit ist eine Haltung, die tief in uns wurzelt. Als ob Gott es bräuchte, dass Menschen möglichst schön und möglichst laut singen, um ihm einen Gefallen zu tun! Als ob Gott es nötig hätte, dass wir lange Gebete sprechen oder mehrmals im Jahr fasten! Gerade andersherum muss es sein: Wir haben Gottesdienste nötig, wir brauchen die Gemeinschaft des Betens und Singens, um die Geschichte Gottes mit uns Menschen nicht zu vergessen. Nur so bleibt die Haltung der Dankbarkeit lebendig. Nur so bin ich mir bewusst, dass alles Leben geschenktes Leben ist, auch wenn ich mir manchmal einbilde, ich wäre Herr meines Lebens.

Und plötzlich weitet sich der Blick, und es klingt ganz anders, wenn Jesaja fordert: *„Brich dem Hungrigen dein Brot – aus Dankbarkeit! Und die im Elend ohne Obdach sind, führe ins Haus – aus Dankbarkeit! Wenn du einen nackt siehst, so kleide ihn – aus Dankbarkeit! Und steh zuerst zu deiner Familie – aus Dankbarkeit!“*

Dankbarkeit führt zu einer anderen Lebenshaltung. Die anderen sind nicht Konkurrenten, die ich fürchten und in Schach halten muss. Denn sie verdanken ihr Leben auch dem einen, der Himmel und Erde gemacht hat. Sie gehören wie ich in diese Geschichte der Freiheit der Kinder Gottes hinein. Und so kommt das Ganze des Lebens in den Blick. Ich ahne die Welt als Schöpfung, in der alles Leben zählt, in der es nicht nur um meine Gegenwart geht, sondern um die Vergangenheit genauso wie um die Zukunft. „Dann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte“, sagt Jesaja. Wer das Ganze des Lebens in den Blick nimmt, findet zukunftsweisende Ideen – Kinder, Jugendliche, Erwachsene.



DER AUTOR:

Stefan Berk ist nebenamtlicher Superintendent des Evangelischen Kirchenkreises Wittgenstein und Pfarrer der Evangelischen Kirchengemeinde Erndtebrück.

Ich bin wieder in der Gegenwart und bei der Frage nach dem Erntedank. Wenn die meisten Menschen in Deutschland nichts mehr ernten, sondern alles säuberlich verpackt und sterilisiert im Supermarkt kaufen: Wofür sollten sie danken? Wenn unsere Lebensmittel nichts mehr mit meinem Alltag zu tun haben, sondern als Gegenwert nur noch Euros gelten: Für was sollte ich danken?

Eigentlich müssten wir glücklich sein. Wir leben in einer überquellenden Fülle, in einem Reichtum an Lebensmitteln, die keine Generation vor uns gekannt hat. Trotzdem fehlt vielen die innere Zufriedenheit. Es gibt diese schleichende Unruhe: Pegida-Demonstrationen – wofür eigentlich? Eine Partei, die gegen alles ist und nur Slogans als Antworten gibt und trotzdem gewählt wird. Übergewichtige Zeitgenossen, die von einer Diät zur anderen hetzen. 18 Millionen Tonnen Lebensmittel landen nur in unserem Land jährlich im Müll, weil sie in diesem Überfluss gar nicht alle zur rechten Zeit gegessen werden können. Das klingt wie bei Jesaja, wie die Klage über das fehlende Glück. Wir werden alle satt – und gleichzeitig sind viele hungrig nach Leben, nach mehr.

Fehlt vielleicht der Blick auf das Ganze? Was wissen wir noch von den Lebensmitteln, die wir essen? Wer steckt dahinter? Von selbst wächst weder eine Kaffeebohne noch ein einziges Schwein oder der Kartoffelacker. Aber wir wissen nichts mehr darüber. Wir haben das Ganze aus dem Blick verloren.

Ja – und jetzt?

Es sind immer noch Menschen, die sich um unsere Lebensmittel kümmern. Es sind immer noch Bauern, die sich Tag für Tag auf den Weg machen. Es gibt die Bäcker, die nachts aufstehen, es gibt die Metzger, denen auch das Wohl von Tieren am Herzen liegt. Und man kann so viel Technologie einsetzen wie man will – wenn das Wetter nicht mitspielt, wenn ich den Boden überstrapaziere, wenn die Tiere so überzüchtet sind, dass nur noch große Mengen von Medikamenten helfen, dann spüren die Landwirte sofort, dass Leben nicht programmierbar ist. Lebensmittel müssen wachsen, weil sie sich nicht herstellen lassen. Wer den Blick auf das Ganze wagt, merkt: Das Leben im Kleinen wie im Großen lässt sich nicht machen.

Deutlicher gesagt: Das Leben verdankt sich dem, der das Leben geschaffen hat. Dem, der Menschen in die Freiheit führt. Dem, der sich selbst in diese Welt investiert hat. Der auf unsere Antwort der Dankbarkeit wartet – nicht auf Gegenleistungen.

Deshalb lassen Sie uns Erntedank feiern! Hören Sie zu, wenn Landwirte erzählen. Nehmen Sie ihre Kinder und Enkel und fahren Sie zu einem Hof in der Nähe. Seien Sie neugierig, wie die Milch in das Kühlregal kommt. Und fragen sie nach, wie der Bauer klar kommt und wo ihn der Schuh drückt. Und wenn Sie einkaufen, schauen Sie genauer hin – müssen die Kartoffeln wirklich aus Südafrika kommen? Die Weintrauben aus Chile? Müssen wir wirklich im Winter Tomaten und Erdbeeren essen? Und könnten wir nicht ein paar Cent mehr für Eier von freilaufenden Hühnern bezahlen?

Dankbarkeit ist eine mächtige Sprache, liebe Gemeinde. Dankbarkeit führt von dem engen Blick auf mich hin zu denen, die Hunger haben, die keine bezahlbaren Wohnungen finden, die von ihrem Beruf nicht mehr leben können und nach Feierabend noch putzen müssen. Dankbarkeit weitet den Blick und sieht das Ganze des Lebens – und so wird „dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte, und deine Heilung wird schnell voranschreiten, und deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehen, und die Herrlichkeit des HERRN wird deinen Zug beschließen“, wie Jesaja schreibt.

Diese Sprache lasst uns sprechen! Diese Dankbarkeit lasst uns üben! Dieses Leben aus Gottes Ursprung lasst uns feiern an diesem Erntedanktag!

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn: Amen.

HUNGER IM HERZEN UND DURST IN DER SEELE

ENTWURF FÜR EINEN JUGENDGOTTES- DIENST ZU ERNTEDANK 2019

Cornelia Dassler

Erntedank 2019 zum Bibeltext Jesaja 58 hat das Thema **Gerechtigkeit**. Es ist unübersehbar, dass das Thema **Klimagerechtigkeit** ein wichtiges Thema für viele Jugendliche ist. Wie dieser Sommer und am Ende dann die Ernte gewesen sein wird, wissen wir jetzt im Frühjahr 2019 noch nicht. Welche Auswirkungen die **fridays for future** haben werden und ob sich politisch zum Thema **Klimagerechtigkeit** etwas verändern wird und wenn ja wie, wissen wir auch noch nicht genauer.

FRAGEN FÜR DIE VORBEREITUNG:

Was ist ganz speziell für uns vor Ort wichtig? Können wir bei uns in der Gemeinde/ im Ort etwas Konkretes zum Thema Klimagerechtigkeit machen? Etwas erforschen? Interviews führen? Gibt es Initiativen / Projekte / Menschen, die sich für Klimagerechtigkeit engagieren? Gibt es andere Projekte, die sich im Sinne des Bibeltextes für andere einsetzen? Können wir sie einbeziehen in die Gestaltung des Gottesdienstes?

Wer hat bei den Demos **fridays for future** mitgemacht? Warum? Sind diese Menschen bereit, etwas zu erzählen? Gibt es Fotos, aus denen eine kleine Ausstellung werden könnte oder die gezeigt werden sollen? Hat jemand bei der Fastenaktion für Klimaschutz und Klimagerechtigkeit mitgemacht? (Entsprechend ist das Gespräch am Anfang nur ein Modell – ändert es ab!)

Wollen wir ein Projekt anregen? Etwas initiieren?

Wie kommt das Thema **Gerechtigkeit** in der Gestaltung des Raumes zum Ausdruck?

WELCHE MUSIK BRAUCHEN WIR?

Die Lieder aus dem Liederbuch „Durch Hohes und Tiefes“ (HuT) kann man sich im Internet anhören unter <https://www.bundes-esg.de/publikationen/hohe-sundtiefes/durch-hohes-und-tiefes/>. Das Buch kann bei der BundesESG bestellt werden (Internet).

Die meisten Texte stehen im Netz zur Verfügung.

TIPP:

Ganz wunderbar passen Stücke aus der Musical-Messe von Johannes Matthias Michel, Strube-Verlag. Gut geeignet für Jugendchor und Band. Zum Anhören: <https://www.youtube.com/watch?v=i3PboNYuHBM>

Link zur diesjährigen Fastenaktion zum Thema Klimagerechtigkeit: www.klimafasten.de

EINFACHE AKTIONSIDEEN:

Zum Schluss oder anstelle eines Abendmahls im Gottesdienst integriert vor oder nach der Fürbittenaktion könnte jede*r ein Glas Wasser und einen Apfel bekommen.

Es könnte dazu auch eine Tauschaktion initiiert werden – dass alle Gottesdienstbesuchenden etwas abgeben (einen Gegenstand von Kaugummi bis Geld oder ein Angebot von Rasenmähen bis Vorlesen) und etwas bekommen von einer anderen Person – z.B. mit Hilfe eines Duschvorhangs, in den normalerweise Postkarten gesteckt werden können. Die Vorbereitungsgruppe hat den Anfang gemacht und schon in einige Fächer etwas hineingesteckt.



DIE AUTORIN

Cornelia Dassler ist Landesjugendpastorin der Evangelischen Kirche Hannovers.

GOTTESDIENSTENTWURF

INTRO:

z.B. einspielen: Hey hey, wir sind laut wir sind stark (Fridays for future)
<https://www.youtube.com/watch?v=BFCXfqVy4tY>

GESPRÄCH ZWISCHEN ZWEI – DREI JUGENDLICHEN UND/ODER EINEM ERWACHSENEN

A: Mann, hab ich Durst. Ich bin heute Morgen schon ziemlich lange am Start. Hast Du mal was zu trinken?

B: *holt eine Trinkflasche raus, macht sie auf und dreht sie um.* Oh sorry, schon leer!

A: Schade. Ist aber ne coole Flasche –

B: Ja, die hab ich mir gekauft, weil ich jetzt immer Leitungswasser trinke. Ich will einfach keine Plastikflaschen mehr kaufen. Darauf können wir doch echt verzichten! Das mach ich seit der Klimafasten-Aktion vor Ostern. Meine Mutter hat mir dann die Flasche dafür geschenkt.

A: Ich weiß ja nicht, ob das alles überhaupt etwas bringt.

B: Was meinst Du?

A: Na, diese Demos und der ganze Verzicht. Olli hat ne ganze Weile vegan gegessen, das war irgendwie stark. Und Tini hat dabei sogar abgenommen. Vielleicht war das ja der eigentliche Plan dabei. Ich finde es ganz schön anstrengend, irgendetwas konsequent durchzuziehen. Und es nervt mich total, wenn ich dann sehe, dass es im Großen und Ganzen bei den meisten anderen genau so weiter läuft wie vorher.

C: *(vielleicht eine ältere Person) kommt dazu:* Na, habt ihr es mal wieder mit dem Oberthema: FFF?

A: Hä?

B: Er meint die fridays.

C: Genau! Ich finde ja nicht schlecht, was ihr da macht. Aber ich möchte ja nicht wissen, wer von denen, die da immer demonstrieren dann doch lauter Sachen macht, die eigentlich genau das Falsche sind. Mit Mama und Papa in den Urlaub fliegen zum Beispiel.

A: Komm, in einigen Schulen wurden sogar die Abi-Reisen mit dem Flieger umgeplant! Und ich hab gehört, dass es ganz cool war, was sie stattdessen gemacht haben: Eine Paddeltour mit Zelten und so.

B: Und nach den Demos war das vegane Essen im Bahnhof immer ausverkauft. Ich hab da kaum wen hinterher bei Mäckes gesehen.

C: Ja, aber trotzdem: Wozu denn das Ganze? Manchmal denke ich, es wollen sich einfach alle, die da mitmachen, besser fühlen als die anderen. Es gibt doch noch ganz andere Pro-

bleme! Der Krieg in Syrien hört davon nicht auf, und im Jemen sterben so viele Menschen, ganz besonders die Kinder. Müssten wir nicht eher da etwas machen?

B: Das hängt doch alles zusammen. Außerdem: Ich hab mal irgendwo einen coolen Spruch gelesen – war wohl ein Graffito: Wir scheitern nicht an den Niederlagen, die wir erleiden, sondern an den Auseinandersetzungen, die wir nicht führen. *(Graffito an einem Jugendzentrum in Bern, Gefunden in M. Krogerus, R. Tschäppeler, 50 Erfolgsmodelle)*

BEGRÜSSUNG / EINLADUNG / LITURGISCHE ERÖFFNUNG

Pastor/in kommt dazu: Ach, toll, dass ihr – ihr alle – hier seid und den Gottesdienst mitfeiern wollt. Ich kann euch gut verstehen. Mir geht es ähnlich. Ich habe auch mehr Fragen als Antworten und weiß nicht, wie ich weitermachen kann. Dann fühlt sich mein Herz hungrig an, und es ist, als wäre meine Seele durstig. Wir machen jetzt mal Pause und suchen in diesem Gottesdienst nach dem, was diesen Durst und Hunger stillt. Dabei vertrauen wir darauf, dass Gott zu uns kommen will, Jesus Christus uns auf seinen Weg führt und der Heilige Geist uns beflügelt. Amen.

LIED:

Meine engen Grenzen (Freitöne, HuT 164)

GEBET:

Eine*r: Gott, wir graben anderen das Wasser ab mit dem was wir verbrauchen.

Du stillst den Durst nach Gerechtigkeit,

Sind wir bereit,

etwas für mehr Gerechtigkeit zu tun?

Alle: Herr, erbarme dich

Eine*r: Gott, wir werden satt und andere hungern.

Uns hungert es nach der Gerechtigkeit für alle.

Du machst uns Mut zum Handeln.

Haben wir dafür Ideen?

Alle: Herr, erbarme dich

Eine*r: Gott, wir haben Angst

um die Zukunft unserer Kinder,

Deine Engel sagen: Fürchtet euch nicht.

Können wir dieser Botschaft trauen?

Alle: Herr, erbarme dich

Eine*r: Gott wir lieben diese Erde

und wissen: There is no Planet B.

Aber wie geht es weiter?

Du liebst uns und schenkst uns das Leben neu.

Alle: Herr, erbarme dich. Amen

LIED:

Wasser vom Himmel (HuT 160)
Strophen 1–5

LESUNG DES BIBELTEXTES JESAJA 58,6-12

langsam und am besten mit mehreren Sprecherinnen – ggf. mit einer Projektion von passenden Bildern

LIED:

Brich mit dem Hungrigen dein Brot (EG 420)

MEDITATION – PREDIGTIMPULS

(toll wäre eine (eigene) Kurzpredigt Jugendlicher. Der vorgeschlagene Text kann von einer Person oder von bis zu vier Personen gesprochen werden. Die Buchstaben stehen jeweils für eine Person.)

A: Ja, wir fasten. Gerne besonders intensiv in der Fastenzeit. Weil wir unseren Konsum überdenken wollen. Und oft, um selber gesünder zu werden oder wenigstens schlanker. Viele Fastenaktionen sind ein Schritt zu weiterer Selbstoptimierung.

B: Ja, wir demonstrieren jeden Freitag. There is no Planet B. Wir sind hier, wir sind laut, weil ihr uns die Zukunft klaut.

C: Das ist alles gut und richtig. Aber: Haben wir dabei andere im Blick? Um wen geht es? Um uns selbst? Die Hungernden, Dürstenden, die Elenden, Nackten und Einsamen? Oder geht es um uns?

D: Es gibt tolle Beispiele für erfolgreiche Aktionen: Evangelische Frauen haben vor 40 Jahren mit einem Boykott gegen die Apartheid gearbeitet: Kauft keine Früchte aus Südafrika. Das hat die Apartheid verändert. Aber ist sie wirklich weg?

A: Wir haben uns an der Aktion Klimafasten in diesem Jahr beteiligt. Wem hat es etwas gebracht?

B: Mir schon. Und es werden ja doch immer mehr, die Dinge anders machen. Viele essen vegetarisch oder vegan. Wir kaufen regional, saisonal, fair gehandelte und auch ökologische Lebensmittel. Wir achten auf unsere Kleidung. Wir sparen Wasser und Energie, vermeiden Plastiktüten und Verpackungen. Wir überlegen, wie wir uns fortbewegen. Aber: Spaß macht das alles ja nicht immer. Und erst das schlechte Gewissen, wenn ich es nicht schaffe ...

A: Manchmal frage ich mich, warum ich das alles eigentlich mache.

D: Diese Frage stellt der Bibeltext auch. Soll das ein Fasten sein, an dem ich Gefallen habe, ein Tag an dem man sich kasteit oder seinen Kopf hängen lässt? – fragt Gott.

C: Gott lässt seinem Volk durch den Propheten Jesaja sagen: Wenn du in deiner Mitte niemanden unterjochst und nicht mit den Fingern zeigst und nicht übel redest, sondern den Hungrigen dein Herz finden lässt und den Elenden sättigst, dann wird dein Licht aufgehen und dein Dunkel wird sein wie der Mittag.

B: Es soll uns also auch nicht schlecht gehen, bei dem, was wir tun – es geht eben nicht um uns! Weder Selbstoptimierung noch Lebensfeindlichkeit sind das, was weiter führt. Sondern die Suche nach Gott und seiner Ge-

rechtigkeit, ist, was wichtig ist. Unser Handeln ist wichtig, aber es führt weiter, wenn wir es gemeinsam und als Glaubende tun.

D: Weiter heißt es in Übersetzung der Bibel in gerechter Sprache: Dann wird Gott dich beständig leiten, den unbändigen Durst deiner Lebenskraft stillen und deine müden Knochen wieder munter machen. Dann wirst du wie ein bewässerter Garten sein und wie eine Wasserquelle, deren Wasser nicht täuschen.

C: Dann werden deine Leute die Trümmer der Vorzeit aufbauen und die Grundmauern von Generationen wieder aufrichten. Du wirst heißen „Lückenschließerin“ und „die Pfade wieder herstellt zum Bleiben“.

A: Wir müssen uns nicht die Last der ganzen Welt auf die eigenen Schultern legen – sondern wir haben eine Verheißung für unseren Weg. Diesen Weg gehen wir mit Gott. Amen

LIED:

Leben aus der Quelle (HuT 215)

FÜRBITTENAKTION

Wir laden jetzt ein, zur Fürbitte nach vorne zu kommen / in die Mitte zu gehen, eine Kerze anzuzünden und wenn möglich im (Tauf-)Becken abzustellen. Dabei können wir unsere Bitte laut aussprechen oder einfach mit stillem Gebet das Licht anzünden – auf dass es Licht werde in unserem Dunkel.

Anschließend bleiben wir in einem Kreis stehen und beten gemeinsam. Abschluss der Fürbittenaktion:

Gott,

wir bitten dich für alle Menschen ohne Dach über dem Kopf,

für alle die elend sind und die im Dunkeln sind, für alle die an Leib und Seele hungrig und durstig sind –

gemeinsam beten wir:

VATER UNSER.

LIED:

Keinen Tag soll es geben (HuT 213)

SEGEN:

Gott, stillt den Hunger in unseren Herzen und den Durst in unseren Seelen.

Wir werden mit Gottes Verheißung beschenkt und mit Gottes Segen ausgesandt:

Gott stärke unsere Hoffnung,

bewahre unseren Glauben,

erfülle uns mit Liebe

und lenke unsere Schritte

auf den Weg des Friedens und der Gerechtigkeit.

So segne und behüte uns

und die ganze Schöpfung

der barmherzige und gnädige Gott. Amen.

SCHLUSSMUSIK:

„we are the world“ eingespielt oder von einem Chor gesungen. Informationen zu dem Lied finden sich bei wikipedia. «

DIE BEHERR SCHUNG VON

*»Dann wird Gott dich
beständig leiten, den
unbändigen Durst deiner
Lebenskraft stillen und deine
müden Knochen wieder
munter machen.«*

JESAJA 58, 11 A (BIGS)

3. SOZIALE DIMENSIONEN

ERFOLGREICH SCHEITERN

Matthias Jung

In der sixtinischen Kapelle in Rom hängt ein Bild von Luca Signorelli. Es zeigt die letzten Tage des Mose. Mose steht auf dem Berg, ein Engel zeigt ihm das versprochene Land. Gramgebeugt steht Mose und schaut traurig hinunter. Er weiß, er wird nicht mehr mit ins gelobte Land kommen. Dann muss er sich abwenden und hinunter gehen. Das hat Signorelli auch gemalt. Aber hinter Mose ist ein Schatten zu sehen. Der Engel begleitet Mose und lässt ihn auch jetzt nicht allein. Ich verstehe das Bild so: Gott wendet sich nicht von denen ab, die ihre Ziele nicht erreichen. Die einen ernten die Früchte ihrer Arbeit, die anderen nicht. Aber an Gottes Nähe ändert das nichts. Weder Erfolg noch Scheitern können uns von seiner Liebe trennen. Er lässt uns nicht allein. Der Glaube daran richtet uns wieder auf und macht Mut, über unser Scheitern zu sprechen.

Vor einigen Jahren, es war noch in meinem alten Wirkungskreis im Rheinland, kam ein Rechtsanwalt für Insolvenzrecht auf uns zu und fragte: „Ich habe hier Tag für Tag Menschen in meiner Kanzlei sitzen, die neben einer Rechtsberatung noch ganz andere Sorgen haben. Was könnt Ihr ihnen konkret als Kirche anbieten?“ Wir konnten nur antworten: Erst ... nichts ... Danach gründeten wir, wie das bei Kirche so üblich ist, einen Arbeitskreis. Wir fingen an zu fragen, was es mit dem Scheitern in unternehmerischen Zusammenhängen auf sich hat. Wir suchten nach biblischen Geschichten des Scheiterns. In den folgenden Jahren organisierten wir verschiedene Tagungen in der Akademie Rheinland zum Austausch von Menschen, die eine In-

solvenz oder eine ähnliche Erfahrung des Scheiterns erlebt hatten. Zu einem dieser Workshops wurde ich von einer regionalen Zeitung interviewt und ich habe nie wieder so viele Rückmeldungen auf einen Medienbericht erhalten. Menschen schrieben mir oder riefen mich an und sagten: „Gut, dass ihr da beim Scheitern mal genau hinschaut!“

Scheitern ist in unserer Gesellschaft nach wie vor ein Tabuthema. Wir reden nicht darüber. Es ist uns peinlich. Andere Länder und Kulturen gehen anders damit um. Ich scheitere, reflektiere, stehe wieder auf und fange von vorn an. In Deutschland dagegen suchen wir die Schuld immer erst einmal bei uns selbst. Scheitere ich mit meinem Unternehmen, dann muss ich etwas falsch gemacht haben. Wer scheitert, hat sich nicht genug angestrengt, war zu schnell oder zu langsam oder was auch immer. Das gilt auch dann, wenn VW einen Stecker ändert und ein Zulieferbetrieb seinen Auftrag verliert. Der Grund für den Verlust des Auftrags mit all seinen Folgen liegt beim Automobilkonzern, aber ich frage mich, was hätte ich anders machen können... Wir suchen persönliche Schuld, wo gar keine ist. Und vor allem, wir schweigen.

Über dieses Thema spreche ich immer wieder auch mit Ricarda Rabe, unserer „Bauernpastorin“. Weil mich interessiert, ob diese Einstellung auch im Bereich der Landwirtschaft verbreitet ist. Ricarda bejaht dies. Es kommt aus ihrer Sicht aber häufig noch die Verbindung mit einer alten Familientradition hinzu, was die Sache emotional noch dramatischer werden lässt. Höfe sind häufig seit Jahrzehnten, wenn nicht seit Jahrhunderten in Familienbesitz. Hier zu scheitern bedeutet auch, in meiner Familiengeschichte zu scheitern. Ich bin selbst Unternehmersohn, allerdings ohne große Bindung an die familiäre Tradition. Es war früh klar, dass ich nicht in die Fußstapfen meiner Väter und Großväter treten werde und unsere Holzgroßhandlung nicht weiter führen werde. Das war auch innerfamiliär kein Problem. Und trotzdem versetzte es mir einen Stich, als vor vielen Jahren die große Lagerhalle abgerissen werden musste, weil der Standort aus städteplanerischen Gründen aufgegeben werden musste. Um wieviel mehr muss es Landwirtinnen und Landwirte schmerzen, wenn sie vor der Frage stehen, ihre Höfe aufzugeben, aufgeben zu müssen. Die Gründe mögen unternehmerisch völlig nachvollziehbar sein oder mit den Förderrichtlinien der EU zusammenhängen – eine solche Entscheidung tut ungeheuer weh, und wenn sie auf die typisch deutsche Art und Weise trifft, mit Scheitern umzugehen, dann fühle ich mich als Versagerin oder Versager.



DER AUTOR:

Pastor Dr. Matthias Jung

ist Landessozialpfarrer und Leiter des Fachbereichs Kirche. Wirtschaft. Arbeitswelt im Haus kirchlicher Dienste der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers.

Im Rheinland haben wir schnell gemerkt, dass vor allem eins gut tut: Scheitern aus der Tabuecke holen und darüber reden. Hinter verschlossenen Türen und auch öffentlich. Bei einer Tagung haben wir einige jüngere Frauen und Männer eingeladen, die zum Teil schon in den USA gearbeitet hatten. Es war für „uns“ Ältere eine Offenbarung, wie anders die „Jüngeren“ dem Scheitern gegenüberstanden. Auf einmal erschien das so schier unabänderlich scheinende Schicksal, das mich zum Versager, zur Versagerin abgestempelt hat, in einem ganz anderen Licht. Natürlich tat der Misserfolg immer noch weh, keine Frage, aber die Selbstverurteilung wurde in Frage gestellt. Ein anderer ehemaliger Unternehmer erzählte, dass er an seinem Erfolg gescheitert ist: „Ich war überaus finanziell erfolgreich, aber der Erfolg hat mich psychisch kaputt gemacht. Dann habe ich meine Firma verkauft, jetzt geht es mir besser.“ Erfolg und Scheitern hat unendlich viele Facetten, und es tut gut, uns einander davon zu erzählen.

Es gibt verschiedene Weisen, das Thema Scheitern aus der Tabuzone zu holen. Ein wichtiges Element ist, dass Menschen sich trauen, öffentlich darüber zu reden. Seit einigen Jahren breitet sich weltweit die Bewegung der FuckUp Nights aus. Fuck up, das heißt so viel wie verbocken, vermässeln oder eben auch: scheitern. An einem Abend erzählen einige Personen davon, wie sie gescheitert sind, wie sie damit umgegangen sind und was sie daraus gelernt haben. Bei einer FuckUp Night in Hannover erzählte ein Unternehmer von seinem Weg, der mit vielen Höhen und Tiefen verbunden war. Zwischenzeitlich war das Haus mit Hypotheken belastet, und im Extremfall hätte die Familie alles verloren. Eine ZuhörerIn wollte wissen, was seine Frau davon gehalten hat. Seine Antwort: „Fragen Sie sie selbst, sie ist heute Abend auch da!“ Seine Frau stand auf, überrascht und zögerlich, erzählte von zahllosen schlaflosen Nächten, von Hoffen und Bangen. Aber auch von dem großen Schatz, dass sie beide sich in dieser Zeit hatten und ihre Ehe nie gefährdet war, ein reines Wunder. Es war mucksmäuschenstill in dem Saal, in dem ein vor allem junges Publikum saß. Der Mut, so die eigene Geschichte zu erzählen, beeindruckte tief.

Früher im Rheinland und jetzt in Niedersachsen versuche ich dazu beizutragen, dass das Scheitern aus der Tabuecke heraus kommt. Das sind dicke Bretter, die angesichts unserer Tradition zu bohren sind. Aber wie sagte schon seinerzeit der eingangs erwähnte Spezialist für Insolvenzrecht: „Viele Pleiten und Insolvenzen wären zu verhindern, wenn die Menschen sich trauen würden, frühzeitig über die Entwicklungen zu reden. Leider tun sie es aus Angst und Scham nicht. Aber alleine macht man schnell Fehler, Fehler, die vielleicht zu vermeiden wären.“

Außerhalb der Tabuecke besteht die Chance, dass ich „erfolgreich scheitere“. Das klingt im ersten Moment paradox. Und provozierend. Gemeint ist nicht, den Schmerz wegzuwischen, der mit Scheitern verbunden ist. Denn beim Scheitern geht es um Dinge, die mir wichtig sind. Keineswegs bei allem, was mir misslingt, spreche ich davon, gescheitert zu sein. Es hat nicht geklappt, mir ist etwas dazwischen gekommen, es hat nicht gepasst. Sage ich aber: „Ich bin hier gescheitert“, dann lag mir etwas am Herzen. Und das geht erfolgreich? Ja, wenn ich den Schmerz nicht ausblende, der damit unweigerlich einhergeht. Wenn ich darüber spreche, mit anderen über mein oder auch ihr Scheitern ins Gespräch komme, dann bin ich nicht mehr allein. Ich merke, anderen geht es auch so. Oft weitet sich dann der Blick über mich hinaus. Ich erkenne die größeren Zusammenhänge, die zu meinem Misserfolg geführt haben, und oftmals bin ich aus einem gewissen Abstand auch in der Lage zu sagen: Das war nicht alles gut und vielleicht auch richtig schlecht – aber ich habe doch viel daraus gelernt. Dann ist Scheitern nicht das Ende, sondern ein Anfang. «

„MIT UNS IM GLEICHGEWICHT“

Christiane Mayer

Ppsychische Belastungen und Dauerstress können krank machen. Wie kann die Sozialversicherung für Landwirtschaft, Forsten und Gartenbau (SVLFG) helfen, mit diesen Belastungen umzugehen?

Die Anforderungen in den Betrieben der grünen Branche werden komplexer. Termindruck und Arbeitsbelastung haben stark zugenommen. Die wirtschaftlichen Zwänge werden härter, der Druck von außen auf die Betriebe nimmt zu. Viele geraten in Existenznot.

Die Belastungen verschieben sich immer mehr von körperlichen hin zu psychischen. Zu den Arbeits- und wirtschaftlichen Belastungen kommen oft familiäre Beanspruchungen: die Pflege von Angehörigen, ein Todesfall oder eine schwere Krankheit. Depressionen, andere psychische Erkrankungen und Burnout werden bei Landwirten inzwischen immer häufiger festgestellt. Sie stehen mittlerweile auf Platz zwei in der Erwerbsminderungsstatistik der SVLFG.

DEN KRANKHEITEN ZUVORKOMMEN

Der Ursprung des Wortes „Prävention“ liegt im Lateinischen „praevenire“, was zuvorkommen heißt. Prävention setzt vor der Krankheit an und zielt darauf, diese zu verhindern. Die SVLFG will belastete oder gefährdete Personen möglichst schon im Vorfeld einer seelischen Erkrankung unterstützen. Ideal ist, dass die SVLFG die Landwirtschaftliche Krankenkasse (LKK), die Berufsgenossenschaft (LBG) und die Landwirtschaftliche Alterskasse (LAK) unter einem Dach vereint. Die sozialversicherungszweigübergreifende Prävention kann so vielfältige Maßnahmen anbieten:

BETRIEBSÜBERGABE – EIN GESUNDHEITSTHEMA

Die Betriebsübergabe an einen Nachfolger kann zur existentiellen Frage sowohl für den Betrieb als auch die Familie werden. Eine unregelmäßige Übergabe geht häufig mit beeinträchtigter Gesundheit einher. Handlungsbedarf besteht aber nicht nur betriebswirtschaftlich, sondern auch seelisch. Was wird aus meinem Lebenswerk? Wie kann ich gesund und in einem harmonischen Miteinander mitarbeiten? Was sind Alternativen zur Mitarbeit im Betrieb? Dies sind nur einige Fragen, die sich bei einer Betriebsübergabe stellen und große Auswirkungen auf die Gesundheit haben. Vor allem die emotionale Seite der Hofübergabe wird dabei thematisiert.

Das Seminar dauert vier Tage. Teilnehmen können LKK-versicherte Unternehmer*innen bzw. mitarbeitende Ehe-/Lebenspartner.

TRAININGS- UND ERHOLUNGSWOCHE FÜR PFLEGENDE ANGEHÖRIGE

In der Versichertengemeinschaft der SVLFG ist die Bereitschaft zur Pflege in der Familie sehr hoch. Durch dieses Seminar will die SVLFG die wertvolle Arbeit der Pflege anerkennen und auch Hilfe und Unterstützung geben. Pflegenden Angehörigen werden häufig als „ver-



borgene Patienten“ bezeichnet. Die Beeinträchtigungen dieser Menschen auf körperlicher, seelischer und sozialer Ebene sind vielfältig. In der Praxis wird jedoch der Fokus häufig nur auf den Pflegebedürftigen gerichtet. Ziel der SVLFG ist es, die körperliche und seelische Gesundheit der Pflegenden zu erhalten. Die Trainings- und Erholungswoche bietet Zeit für die eigenen Bedürfnisse, für Entspannung und Erholung jenseits des Pflegealltags. Schwerpunkt dieses Angebotes ist ein Pflegekurs. Weiterhin sollen die Teilnehmenden in die Lage versetzt werden, sich in ihrer wenigen Freizeit durch gezielte Bewegungs- und Entspannungsübungen selbst zu regenerieren, um weiterhin der anstrengenden Aufgabe gewachsen zu sein. Während dieser Woche ist es möglich, den Pflegebedürftigen im Rahmen einer Kurzzeit- oder Verhinderungspflege versorgen zu lassen. Die Pflegekasse der SVLFG unterstützt die Teilnehmenden dabei durch individuelle Beratung und gewährt Leistungen im Rahmen der gesetzlichen Möglichkeiten. Teilnehmen an dieser Woche können Pflegepersonen, die einen Pflegebedürftigen pflegen, der Anspruch auf Leistungen der LKK/LPK hat, und Pflegepersonen, die bei der LKK versichert sind – unabhängig davon, ob der Pflegebedürftige bei der SVLFG versichert ist.

STRESSMANAGEMENT

Stress gehört zu einem normalen Leben – dauerhafter und unbewältigter Stress jedoch macht krank an Körper und Seele. Das Seminar „Stressmanagement“ soll dazu dienen, die eigenen Stressfaktoren zu identifizieren, sich seiner Stressreaktionen bewusst zu werden und zu lernen, den Stress zu reduzieren. Dabei ist es wichtig, eigene Kraftquellen zu finden und in den Alltag einzubauen. Man muss wissen, wie sich Stress auf den Menschen auswirkt und wie man selbst Tag für Tag eigene Ressourcen nutzen und sich so vor Überlastung schützen kann.

Bewegungs- und Entspannungstechniken, die zu einer effektiven Stressbewältigung notwendig sind, werden ebenfalls im Seminar vermittelt.

Das Seminar dauert vier Tage. Teilnehmen kann jeder SVLFG-Versicherte.



DIE AUTORIN:

Christiane Mayer ist Referentin für die „Kampagne Gesundheitsangebote“ bei der Sozialversicherung für Landwirtschaft, Forsten und Gartenbau, Kassel.

GESPRÄCHSFÜHRUNG NACH TRAUMATISCHEN EREIGNISSEN

Menschen können durch schwere Unfälle, Todesfälle oder lebensbedrohende Erkrankungen traumatisiert werden. Die SVLFG möchte ihren Versicherten in solchen Situationen helfen. Dazu bietet sie ein zweitägiges Seminar für Frauen und Männer aus dem Agrarbereich an. Es soll in erster Linie dazu dienen, praktisch anwendbares Wissen zu erhalten über wichtigste Grundlagen in einer belastenden Gesprächssituation:

- » Wenn aus dem dörflichen, nachbarschaftlichen oder auch aus dem eigenen verwandtschaftlichen Umfeld durch schwere Schicksalsschläge die Welt auf den Kopf gestellt wird.
- » Wie mit Schocksituationen oder traumatisierten Zuständen in den betroffenen Familien umgegangen werden kann.

Das Seminar richtet sich insbesondere an die Versicherten der SVLFG, die aufgrund ihrer sozialen Kompetenz und ihres ehrenamtlichen und/oder beruflichen Engagements Kontakt mit traumatisierten Menschen haben (z. B. Landfrauen im Ehrenamt, ehrenamtliche Vertreter der Berufsstände, Dorfhelferinnen und Betriebshelfer). Durch das Seminar soll den Teilnehmenden ein Rüstzeug an die Hand gegeben werden, um auf traumatisierte Personen zugehen zu können, sie in ihrer schwierigen Lebensphase zu unterstützen, in Dingen des Alltags zu helfen und sie gegebenenfalls zu professioneller Hilfe zu ermutigen. Die Teilnehmenden sollen in dem Seminar auch lernen, als Ansprechpartner nicht selbst zu sehr von der schweren Situation belastet zu werden.

NEUE ANGEBOTE ZU SEELISCHER GESUNDHEIT: ONLINE SELBSTHILFETOOLS, INTENSIVES EINZELFALLCOACHING UND KRISENTELEFON

Die Online-Gesundheitstrainings von GET.ON können anonym und zugleich flexibel vom eigenen PC aus genutzt werden. Wenn das ständige Grübeln über Probleme den Schlaf rauben, sich negative Gedanken auf die Stimmung auswirken oder Stress eine dauerhafte Belastung darstellt, dann könnte eines der Onlinetrainings genau das Richtige sein. Ein persönlicher Trainer begleitet durch die Lektionen und gibt Hilfestellung – je nach Wunsch telefonisch oder per E-Mail.

Beim intensiven Einzelfallcoaching begleiten speziell geschulte Therapeut*innen über mehrere Monate hinweg. Dieser persönliche Coach hilft zum Beispiel bei Generationenkonflikten, Problemen in der Partnerschaft oder anderen seelischen Belastungen.

Allen Versicherten der SVLFG steht eine telefonische Krisenhotline zur Verfügung. Erfahrene Psycholog*innen geben hier vertrauliche Unterstützung bei akuten betrieblichen oder familiären Konflikten und persönlichen Überlastungssituationen. «



INFORMATIONEN

- » Die Krisenhotline der SVLFG als Anlaufstelle für akute Hilfe:
Tel. 05 61 / 785 10 101
(24 Stunden an 7 Tagen erreichbar)
- » Details zu allen Angeboten sowie genaue Teilnahmevoraussetzungen und Kosten unter www.svlfg.de/Gleichgewicht.
- » Gerne beraten wir auch persönlich in unserem speziell hierfür eingerichteten Telezentrum unter 0561 785 10512 oder per E-Mail Gleichgewicht@svlfg.de

IN DER BAHNHOFSMISSION GESTRANDET

SCHUTZMOMENTE UNTERWEGS

Ulrike Peine



Frau Peine, zu Ihrem Alltag gehört die Begegnung mit dem Unerwarteten sicher dazu?

Unsere Arbeit ist schon abwechslungsreich. Das bedeutet, jeden Morgen aufschließen, und man weiß nicht, was einen erwartet. Das liegt natürlich auch an unserer Komm-Struktur, wie wir das im Fachjargon sagen, also die Leute müssen schon wissen, dass es uns gibt und uns aufsuchen. Es sei denn, es geht um Reisehilfen, das machen wir auch schon lange, das sind die blauen Westen, die viele am Bahnhof schon mal gesehen haben und daher wissen: „Aha, die Bahnhofsmiession“.

Der andere Anteil der Arbeit gilt als niedrigschwelliges Angebot jedem, mit jedem Problem. Und so verschieden sind sie dann auch. Da kommt z.B. jemand mit Migrationshintergrund, der einen Kindergeldantrag ausfüllen muss und dafür Unterstützung braucht, Kriseninterventionen aller Art, Liebeskummer, Probleme mit Ehe und Familie, hohe Verschuldung, Drogen, Suizidabsichten, körperliche Erkrankungen, Altersarmut und im Zusammenhang damit auch wirklich schlimme Vereinsamung – aber auch Menschen, die „nur mal ein Glas Wasser“ haben möchten.

Das ganze Leben. Was können Sie da anbieten?

Jeder ist uns hier gleich wert und gleich lieb. Die Person, die kommt, weiß: „Hier gibt es immer ein offenes Ohr.“ Und manchmal können wir helfen. Ganz unmittelbar, wenn grade Zeit ist, z.B. beim Ausfüllen

von Formularen oder indem wir an die vielen anderen Stellen in Essen weitervermitteln. Für manche Menschen sind wir auch die letzte Bastion, quasi ihr Wohnzimmer. Hier gibt es einen Tee, eine warme Heizung, es spricht jemand mit mir – und ganz wichtig: Zugang zur Zeitung. Rentner, die jahrzehntlang eine Zeitung abonniert haben und nun wenig haben, bestellen die als Erstes ab. Aber sie wollen informiert bleiben, auch wenn das Geld so knapp ist. Junge Leute sehen vielleicht beim Vorbeigehen im Schaufenster oder in der Kneipe ein Fußballspiel. Das Ergebnis lesen sie dann bei uns nach. Es geht einfach um Teilhabe am gesellschaftlichen Leben.

Das klingt friedlich. Begegnen Ihnen auch Menschen, die die Kontrolle verlieren?

Natürlich passiert das. Drogen haben schon einen großen Einfluss. Schwer abhängige Besucher werden auch schon mal aggressiv. Also meist mit Worten. Menschen, die sich in schweren Psychosen befinden – und das wird bei uns mehr – laufen hier auf. Da können wir nur beruhigen, wenn es gar nicht geht auch zum Verlassen des Raumes auffordern. Wir dulden keine Aggression gegen Helfer. Notfalls eben Hausverbot – wenn die Helfer sagen: „Es reicht“. So was arbeiten wir dann auch nach, das ist wichtig für die Teampflege. Wir sprechen viel. Der Umgang mit Nähe und Distanz ist eigentlich immer Thema. Man lernt mit der Zeit, Distanz zu wahren.

Manchmal entschuldigen sich die Leute auch später – oder sie erinnern sich gar nicht mehr an den Vorfall. Wenn man es ihnen dann erzählt, tut es ihnen wirklich leid. Sie merken natürlich auch, dass sie sich ins eigene Fleisch schneiden. Es ist wichtig, dass wir auch Grenzen setzen, das kennen sie ja auch vom Bahnhof. Dort gilt: wer stört, fliegt. Und wenn dann auch noch die Bahnhofsmiession zu ist, wird's eng. Was hier gar nicht geht: in oder vor der Bahnhofsmiession trinken – schließlich sind wir auch ein Ort für Mütter, Senioren, die sich sonst nicht mehr reintrauen.

Was versuchen diese Menschen, um wieder zu Fuß zu fassen? Wie unterstützen Sie dabei?

Jeder Mensch hat seine eigene Entscheidungskraft in sich. Und wie Menschen leben wollen, ist unter-

schiedlich. Nicht jeder braucht Ries fernseher und Sofa. Wir nehmen die Menschen so, wie sie sind. Wir haben eine beratende Tätigkeit – bei Suchtmittelabhängigkeit können wir Hilfe vermitteln, wenn jemand das will, aber das ist seine Entscheidung. Wir haben einen Herrn, der es jeden Tag geschafft hat, wieder reinzukommen, sich das Telefon geben zu lassen und in der Entgiftungsklinik anzurufen, dass er immer noch Interesse hat, zu kommen. Das ist eine Voraussetzung, um aufgenommen zu werden. Und er freut sich, dass er dahin kann. Ich kann ihm das Telefon zur Verfügung stellen und mit ihm reden. Und akzeptieren, dass er trinken muss, bis er endlich in die Klinik kann. Das stimmt auch. Sonst droht ein kalter Entzug und das ist gefährlich.

Wie kommt es zu dazu, dass Menschen zu Dauergästen werden?

Meist gab es Ereignisse in der Biographie, die dazu beigetragen haben, dass sie nicht mehr weiter kamen: Trennung, Migration mit schlimmen Erfahrungen, Ausbeutung und dann sind sie irgendwann hängen geblieben. Und es sind viel mehr Männer als Frauen, zwischen 27 und 65 vor allem.

Frauen haben häufig den Vorteil, dass ihre Kinder ihnen Stabilität geben, die bleiben nach einer Trennung ja meistens dort. Und dann finden sie auch Unterstützung in ihren Familien. Natürlich ist es für Familien auch schwer, jemanden mit Drogenproblemen mitzutragen. Manchmal weiß man hinterher gar nicht, welche Probleme eigentlich zuerst da waren. Und für Männer gilt immer noch: die meinen, dass sie alles schaffen müssen, das Geld für die Familie verdienen, perfekt sein – und die brechen dann zusammen, wenn nichts mehr geht. Und dann fragt man sich: Ist die Beziehung gescheitert, weil die Person getrunken hat oder umgekehrt? Oft ist es so: Job verloren, Depression, Frau verlassen, getrunken, nichts mehr geschafft. Und wenn dann noch ne schlechte Basis da ist, kein Schulabschluss, z.B. oder Erkrankungen hinzukommen, vor allem psychische, dann wird es schwer. Selbst wenn man die medikamentös behandelt, kämpfen die Leute oft mit unangenehmen Nebenwirkungen, z.B. Antriebslosigkeit.

Wie begleiten Sie diese Menschen?

Als Sozialarbeiter schauen wir, ob jemand, der kommt, ne Tür nach innen aufmacht, so dass man dann über die Probleme reden kann. Manchmal hilft auch eine Runde Karten spielen. Ich liebe Memory. Da sieht man, wie noch Worten gesucht wird, die schon ganz lange nicht mehr genutzt wurden. Da sieht man eine Blume. Was für eine? Eine Margarite, ja. Oder einen Vogel. Ein Rotkehlchen. Es ist nicht nur so, dass die Person und die Seele so klein werden, auch die Sprache verkümmert, weil man sich in einer Welt bewegt, die diese Worte nicht mehr braucht. Und dann mit diesen Worten spielen. Und wenn sie gewinnen, sind sie König. Und sie selber kriegen einen Blick dafür: „Wie war der wohl mal? Was war das für ein Mensch?“ So etwas Schreckliches wie Psychose oder Demenz

kann jeden treffen. Und Spiele sind Zugänge. In den Abendstunden vor allem, wenn man mal Muße hat. Die Menschen vertrauen einem, auch wenn sie nur sagen „heute war ganz blöd“. Man fragt nach und dann fängt ein Gespräch an.

Was bezeichnen Sie in Ihrer Arbeit als Erfolg, als Scheitern?

So frage ich gar nicht. Wir respektieren, was die Menschen wollen – und deuten es nicht als Scheitern des Sozialarbeiters, wenn es anders ist, als wir das vielleicht wünschen. Wir geben keinen auf. Wir halten die Tür offen. Vielleicht geht was in zwei, drei Wochen. Viele kommen ja immer wieder. Ja, manchmal ist es schwer für Mitarbeitende zu sehen, wie tief jemand runterkommt, bis er bereit ist, etwas zu tun. Das ist manchmal schwer auszuhalten. Oder wie sehr Drogen und Alkohol Menschen verändern. Das sieht man. Nach ein paar Jahren werden die oft viel älter geschätzt, als sie sind. Es wäre schöner, das wäre so nicht, aber das ist eben die Realität. Manchmal kommt jemand ins Krankenhaus. Schläft ein paar Nächte im warmen Bett, wird gepflegt und sieht plötzlich ganz anders aus. Kommt hierher und strahlt. Findet das selber toll. Man denkt „wow, so könnte die Person aussehen“. Und man denkt, jetzt auf den Zug springen und ganz anders weiter. Aber so geht das ja nicht. Die haben eben diese Freunde und niemand anderes. Und kommen ins gleiche Umfeld zurück. Klar, in Ausnahmen geht es auch anders. Jemand entscheidet sich: „Jetzt gehe ich in eine Einrichtung“. Aber das ist wirklich high level. Manche gehen auch und kommen dann wieder – in sechs Wochen oder einem Jahr. Die kennen sich untereinander und können erzählen, was passiert. Und wir haben im Gästeraum einen Bilderrahmen, da stellen wir die Bilder für die Verstorbenen rein. Wir sind ein pastoraler Ort des Handelns. Wir machen einfach. Sind ansprechbar. Und jeder von uns hat das Gefühl: „wenn du Pech hast, kann das alles ganz schnell gehen“. Wir fragen nicht, woher die Menschen kommen, wie sie drauf sind. Wir fragen: „Kann ich einen Tee anbieten?“ Und manche brauchen einfach Zeit, schauen sich um, beobachten, wie wir das machen, um dann nach mehreren Tagen selber mit ihrem Anliegen zu kommen.

Arbeiten Sie auch präventiv?

Wir kriegen viel erzählt, auch bei den Reisebegleitungen. Unser Seniorenprojekt will ältere Menschen dabei unterstützen, mobil zu bleiben. Die haben oft Angst im Bahnhof. Aber wenn sie dann wissen, da ist die Wache, da steht die Security, da ist die Bahnmissionsmission, dann steigt die Sicherheit. Und wir sagen: „Wenn sie in Kur fahren wollen oder zu den Kindern oder sonst wohin, fahren Sie mit dem Taxi zum Bahnhof. Dann holt die Bahnmissionsmission Sie ab und bringt Sie bis zum Zug. Am Zielort steht die Bahnmissionsmission und bringt Sie zum Taxi.“ Oft fragen die dann „Und, holt ihr mich auch wieder ab?“ Wir laden auch gern Gruppen zu uns ein – dass sie das Angebot der Bahnmissionsmission kennen lernen. Und wir arbeiten inklusiv – mit Reisebegleitungen, die Hilfebedarf haben und im Tandem unterwegs sind. «



DIE INTERVIEWTE:

Ulrike Peine leitet die Bahnmissionsmission Essen. Sie hat eine Stellvertreterin, Nadine Wittmann, drei studentische Hilfskräfte und ca. 50 Ehrenamtliche an ihrer Seite. Viele von Ihnen sind unter 30. Sie arbeiten gern in der Bahnmissionsmission mit, weil das Angebot so vielfältig ist. Mit Ulrike Peine sprach Anke Kreuzt.

AUF DEM WEG IN EIN SELBSTÄNDIGES GEWALTFREIES LEBEN

Frauenhaus Trier

Die Dauer der Misshandlungsgeschichten der Frauenhausbewohnerinnen lässt immer noch aufforchen. 10 der 41 Frauen aus dem Jahr 2018 konnten sich in einem frühen Stadium der Gewaltbeziehung zur Trennung und Flucht ins Frauenhaus entscheiden. 21 Frauen verharrten bis zu fünf Jahren in der missbräuchlichen Beziehung, in der sie den verschiedensten Formen der Gewalt ausgesetzt waren. Zwei Frauen blieben sogar bis zu 10 Jahren und fünf Frauen noch länger. Dies ist nur zu verstehen, wenn man weiß, wie tief andauernde Misshandlungen durch den Partner eine Frau in ihrer Psyche und vor allem auch in ihrem Selbstwertgefühl beschädigen. Je länger die Misshandlungsbeziehung andauert, desto mehr geht das Gefühl für sich selbst und die Kontrolle über das eigene Leben verloren. Scham und Schuldgefühle kommen hinzu.



Hierzu finden sich folgende Gedanken in einem Buch von Rosalind B. Penfold: „Wer in einer missbräuchlichen Beziehung steckt, verwechselt Intensität oft mit Intimität, weil vieles so persönlich zu sein scheint. Aber zur Intimität gehört Vertrauen – und Vertrauen gibt es nicht in einer zerstörerischen Beziehung, solche Beziehungen sind eine endlose Abfolge von Kuss! Tritt! Kuss! Tritt! Kuss! Tritt! Für jeden Tritt gibt es einen Kuss und für jeden Kuss einen Tritt. Woraan wollen wir glauben? An den Kuss natürlich. Deshalb bleiben wir.“ (Rosalind B. Penfold (2006): „Und das soll Liebe sein? Geschichte einer bedrohlichen Beziehung.“ Eichborn Verlag, Frankfurt am Main)

Ökonomische Abhängigkeiten, Angst davor, die Kinder aus ihrem gewohnten Umfeld zu reißen, Kontrolle und Drohungen des Partners oder Angst vor Abschiebung sind weitere Gründe für die Bereitschaft, in einer Gewaltbeziehung auszuharren. Dabei wird es umso schwieriger, sich aus einer Gewaltbeziehung zu lösen, je länger die Leidenszeit andauert. Insbesondere wenn Frauen ausschließlich von psychischer Gewalt betroffen sind, stellt die Angst davor, dass ihnen nicht geglaubt wird, eine Barriere dar, sich Hilfe und Unterstützung zu suchen, zumal sie keine sichtbaren Verletzungen haben und die Gewalt meist selbst nicht als solche definieren.

Nach der Aufnahme ins Frauenhaus können die Frauen zunächst zur Ruhe kommen, um dann selbstverantwortlich und ohne Druck zu entscheiden, wie sie ihr weiteres Leben gestalten wollen. Sie erhalten Unterstützung und Begleitung in der akuten Krisensituation. Der Unterstützungsbedarf gestaltet sich individuell ganz unterschiedlich.

In regelmäßig stattfindenden Beratungsgesprächen wird nach einem Ausweg aus der Gewaltspirale gesucht. Themen sind hier auch die sozialen und rechtlichen Folgen einer Trennung und die veränderte Erziehungssituation. Bei Bedarf wird eine anwaltliche Vertretung gesucht und Begleitung zu Behörden und verschiedenen Fachstellen (z.B. der gesundheitlichen Versorgung) angeboten. Im Weiteren werden nach der allmählichen Stabilisierung die nötigen Maßnahmen besprochen und unterstützt – wie Wohnungs- und Arbeitsplatzsuche, damit die Frauen ein eigenständiges Leben führen können.

Ergänzt werden die Beratungsgespräche durch körperorientierte und kreative Angebote. Yoga bietet zum Beispiel eine gute Gelegenheit, die Kontrolle über den eigenen Körper (wieder) zu erlangen und Grenzen zu setzen, beim Nähen können die Frauen Erfolge erfahren und spüren, dass sie selbst etwas geleistet haben.

Die Gewalterfahrungen der Frauen und Kinder wirken sich nach Erfahrung der Mitarbeiterinnen auf alle Lebensbereiche aus. Dadurch ist die Frauenhausarbeit sehr anspruchsvoll und immer wieder vor neue Herausforderungen gestellt. Eine zentrale Aufgabe dabei ist es, ermutigende Strukturen zu schaffen, die die Frauen in ihrer Selbstwirksamkeit stärken, um die Kontrolle über ihr Leben wieder zu erlangen. Bewusst werden Gegenpole zu dem bisher eher ohnmächtig Erlebten aufgezeigt. Deshalb wird die psychosoziale Begleitung der Frauen bestimmt durch:

- » Autonomie statt Fremdbestimmung
- » Parteilichkeit statt Schuldzuweisung
- » Partizipation statt Danebenstehen
- » Wertschätzende Haltung statt Abwertung
- » Zuverlässigkeit statt Unberechenbarkeit
- » Offene Kommunikation statt Schweigen
- » Emotionale Offenheit statt Unterdrückung von Gefühlen
- » Ressourcen aufspüren statt Defizite suchen

Zu erleben, dass die Frauen und Kinder durch den Aufenthalt neuen Lebensmut, neue Perspektiven und neue Lebensfreude entwickeln, macht die Arbeit sehr befriedigend.

Manche Frauen benötigen mehr als einen Frauenhausaufenthalt, um sich über ihre Zukunft klar zu werden. Im Jahr 2018 waren 28 von 41 Bewohnerinnen zum ersten Mal im Frauenhaus. Dagegen blickten andere Frauen bereits auf einen Frauenhausaufenthalt zurück.

Ein geringer Teil der Frauen kehrt nach dem Frauenhausaufenthalt zu ihrem gewalttätigen Partner zurück, in 2018 zum Beispiel fünf von 41.

Die meisten Frauen finden dagegen die Kraft, sich langfristig vom Misshandler zu trennen.

In den Abschlussgesprächen vor dem Auszug wird immer wieder deutlich, dass keine Frau so geht, wie sie gekommen ist. Am besten wird dies in folgenden Zitaten deutlich:

„ ... Ich kann nicht genug Danke sagen. Hier habe ich mich verstanden gefühlt, Vertrauen gefunden ... “ oder „ ... Zuhause haben immer alle gesagt: du bist nichts und du wirst nichts. Erst im Frauenhaus habe ich gemerkt: ich werde etwas! ... “ oder „Ich denke anders als vorher. Zuerst hatte ich Angst, jetzt nicht mehr, auch wenn ich Bekannte von meinem Mann in der Stadt sehe, na und? ... “ oder „Ich habe mich in 22 Jahren noch nie so sicher gefühlt wie hier ... “ oder „ ... vorher habe ich immer in mein Tagebuch geschrieben, wenn es mir schlecht ging, ab jetzt schreibe ich ein Buch der Wunderbarkeiten ... “ oder „ ... das hätte ich nicht gedacht, dass ich hier mit einem strahlenden Gesicht rausgehe ... “ oder „ ... Danke, dass ihr mir geholfen habt. Endlich Leute zu haben, die mich ernst nehmen und wahrnehmen, so wie ich bin und Rücksicht nehmen auf meine GEFÜHLE. Ich bin sehr dankbar, hier gelandet zu sein. Bei so netten Leuten, wie bei euch, die mir geholfen haben, meine Kinder zu behalten. Bin so glücklich, euch zu haben. DANKE, DANKE für alles! ... “

Zur Unterstützung beim Aufbau des selbständigen gewaltfreien Lebens besteht nach dem Auszug aus dem Frauenhaus weiterhin ein Beratungs- und Unterstützungsangebot in der externen Beratungsstelle. Hier werden ehemalige Frauenhausbewohnerinnen weiterhin fachgerecht beraten, z.B. bei Fragen zum Unterhalt, beruflicher (Neu-) Orientierung, gerichtlichen Auseinandersetzungen, Umgang mit Kindern, Krisen, Therapie oder Selbsthilfegruppe.

Die nachgehende Beratung für die Kinder ist gleichzeitig gezielte Präventionsarbeit, damit sie ihre negativen Erfahrungen aus der Gewaltfamilie nicht später als Erwachsene wiederholen und selbst zu Tätern bzw. Opfern werden. Es wird zusätzlich eine spezielle Betreuung für besonders gefährdete Jungen durch einen männlichen Pädagogen angeboten.

Die Beratungsstelle macht neben Einzelberatungen auch Gruppenangebote, u.a. in Form von regelmäßigen Frauentreffs. Hierzu sind auch die Bewohnerinnen des Frauenhauses eingeladen. Im Vordergrund steht die Kontaktaufnahme zu anderen Frauen, die in der gleichen Situation waren und nun in der Entwicklung hinsichtlich eines eigenständigen gewaltfreien Lebens schon unterschiedlich weit fortgeschritten sind.

Exemplarisch berichtete eine ehemalige Bewohnerin in der Trierer Lokalzeitung über ihre Geschichte. Im Artikel von Andrea Weber heißt es, „Heute geht es ihr gut. Nadja Kelo ist eine ausdrucksstarke Frau: Ihre Augen funkeln, sie gestikuliert viel mit den Armen, wenn sie spricht. Sie strahlt Kraft aus und Energie. Das war nicht immer so.“ (vollständiger Artikel: https://www.volksfreund.de/aktionen/140-jahre-tv/da-wusste-ich-ich-habe-den-teufel-im-haus_aid-4941989).

Ein weiteres eindrucksvolles Beispiel ist die Geschichte einer Herdspenderin. Als das Frauenhaus auf einer Spendenplattform zur Unterstützung neuer Herde für die Küchen der Bewohnerinnen aufrief, meldete sich eine ehemalige Bewohnerin. Ihr ging es mittlerweile wieder richtig gut in einer neuen gewaltfreien Beziehung und sie wollte gerne etwas zurückgeben. Sie spendete gleich einen kompletten Herd. «



INFORMATIONEN

Seit über 25 Jahren bietet das autonome Frauenhaus Trier Schutz und Hilfe für misshandelte und von Misshandlung bedrohte Frauen mit ihren Kindern. Insgesamt konnten – seit Betriebsbeginn Ende 1993 – 1190 Frauen und 1433 Kinder hier Zuflucht und Unterstützung finden.

Das Frauenhaus hat 7 Zimmer auf zwei Wohntagen und bietet Platz für 7 Frauen mit ihren Kindern. Insgesamt liegt die Aufnahmekapazität bei maximal 18 Personen. Aus Sicherheitsgründen für die Frauen und Kinder wird die Adresse nicht bekannt gegeben.

Die betroffenen Frauen werden von Diplompädagoginnen und Diplompsychologinnen von der aktuellen Krisensituation bis zum Auszug begleitet. Das Frauenhaus ist immer auch ein Kinderhaus. Denn auch die Kinder sind Gewaltopfer – sei es unmittelbar oder mittelbar als Zeugen der Partnergewalt. Für die Kinder und ihre Mütter stehen Erzieherinnen zur Verfügung. Sie beraten und bieten Kinderbetreuung an.

Zum Frauenhaus gehört eine externe Beratungsstelle, in der ehemalige Frauenhausbewohnerinnen nach ihrem Auszug aus dem Haus weiterhin Unterstützung durch eine Diplompädagogin und eine Erzieherin erhalten können.

ARMUT AUF DEM LAND

WENN DAS (MIT)MACHEN SCHWER WIRD

Monika Nack



Armut bedeutet nicht nur wenig Geld zu haben. Sie ist nicht das gleiche wie Bescheidenheit oder Sparsamkeit. Armut ist, wenn Möglichkeiten fehlen, wenn Verwirklichungschancen eingeschränkt sind, wenn die Machbarkeit enge Grenzen hat und die Hürden für ein Mitmachen groß werden. Diese Einschränkungen und Hürden spielen für einen erheblichen Teil unserer Gesellschaft eine Rolle. Laut statistischem Bundesamt ist hierzulande rund jede/r Fünfte von Armut oder sozialer Ausgrenzung betroffen.¹ Fast 16 % der Deutschen sind armutsgefährdet – Tendenz steigend.² Allgemeiner Wohlstand und wirtschaftliche Prosperität, sinkende Arbeitslosigkeit und Fachkräftemangel auf der einen Seite dürfen Armut und Unsicherheit, Ausgrenzung und Mangel auf der anderen nicht verschleiern. Das gilt für ländliche Regionen genauso wie für urbane Zentren. Denn Armut kommt in allen Raumtypen vor, auch wenn sich wissenschaftliche Untersuchungen und politische Aufmerksamkeit vor allem auf Armutslagen in der Stadt konzentrieren. Dabei kämpfen Armutsbetroffene auf dem Land mit besonderen Schwierigkeiten.

Menschen, die in ländlichen Räumen mit wenig Geld auskommen müssen, fühlen sich häufig nicht nur materiell ausgegrenzt. Es geht nicht nur darum, sich die Reparatur des Autos, den Urlaub an der See, Wünsche zu Weihnachten oder die neue Waschmaschine nicht leisten zu können. Auch in anderen Bereichen kommt es zu Hindernissen und Ausgrenzungserfahrungen. Vieles ist erschwert. Einiges wird nicht machbar.

AUSGRENZUNG AUS DER ERWERBSWELT

In unserer Gesellschaft ist Erwerbsarbeit nicht nur Geldquelle. Sie verleiht Sozialstatus und integriert. Sie weist einen Platz in der Gesellschaft zu und strukturiert den Alltag. Deshalb ist Arbeit für Viele eben nicht nur Broterwerb, sondern ein zentraler Bestandteil des Lebens.

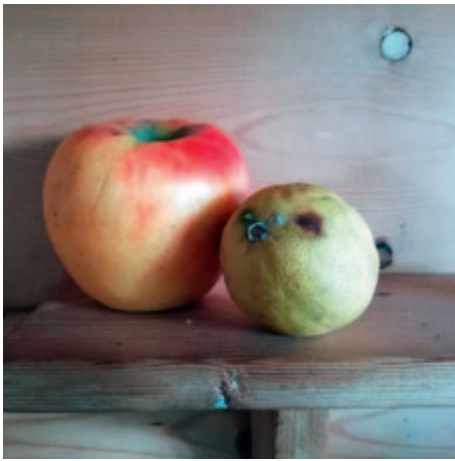
Doch manchen Menschen fällt es schwer, einen Arbeits- oder Ausbildungsplatz zu finden. Gerade in ländlichen Regionen hängt es nicht nur von vorhandenen Arbeitgeber/innen und der eigenen Qualifikation ab, ob Erwerbsarbeit aufgenommen werden kann. Auch Mobilität spielt eine große Rolle. Die Entfernungen zu Arbeit und Ausbildung sind von großer Bedeutung. Denn selbst wenn eine Bereitschaft zum Umzug vorhanden ist, ist dieser häufig nicht möglich. Auch auf dem Land herrscht zum Teil Wohnungsmangel.

So bleibt oftmals nur das Pendeln. Doch gerade für Menschen mit knappen finanziellen Ressourcen ist Mobilität ein echter Kostenfaktor, den sie kaum einsparen können. Ein eigenes Auto ist in ländlichen Räumen in der Regel unumgänglich, auch für Menschen in Armut. Können sie die Mittel für das Auto, das Benzin oder auch den Bus dennoch nicht aufbringen, werden sie vom umliegenden Arbeits- und Ausbildungsmarkt abgekoppelt.

Ein weiterer Umstand, der entscheidet, ob Erwerbsarbeit aufgenommen werden kann oder nicht, ist die Kinderbetreuung vor Ort. Gerade für Frauen, die nach wie vor maßgeblich für die Versorgung der Kinder zuständig sind, können fehlende Angebote den Zugang zu Arbeit verhindern. Sind die Tagesmütter und -väter, die Kitas und Kindergärten weit entfernt, so ist die Logistik teuer und zeitaufwändig. Vor allem, wenn die Familie mehrere Kinder hat.

AUSGRENZUNG AUS SOZIALEN BEZIEHUNGEN

Für Menschen in Armut ist es häufig eine große Herausforderung, nicht in soziale Isolation zu geraten – auch oder vielleicht gerade auf dem Land. Hier spielt Mobilität ebenfalls eine wichtige Rolle. Angebote und Treffpunkte wie Vereine oder Kirchengemeinden sind nicht selten mit einer Fahrt



verbunden, die Geld kostet. Nicht nur die Teilnahme an Veranstaltungen, sondern auch das eigene ehrenamtliche Engagement kann an diesen Kosten scheitern. Anlaufstellen in fußläufiger Entfernung, wie es sie in Städten häufig in Form von Stadtteilzentren gibt, fehlen auf dem Land größtenteils.

Deshalb engagieren sich Armutsbetroffene auf dem Land eher im privaten Bereich. Sie pflegen den Garten, kümmern sich um Tiere, machen Holz, leisten Sorgearbeit für Familienmitglieder oder helfen in der Nachbarschaft aus. Auch das zunehmende Verschwinden von Treffpunkten des täglichen Lebens trägt seinen Teil zur weiteren Isolation bei. Dazu gehören Bäcker, Dorfläden und Gaststätten, aber auch Arztpraxen und kirchliche Einrichtungen, die auf den Dörfern seltener werden.

Auch tatsächliche oder erwartete Stigmatisierung von Armut und Arbeitslosigkeit isoliert Menschen. Die Scham vor der eigenen Situation kann zu einer Abkehr von Freundeskreisen und Bekannten führen. Betroffene bleiben lieber für sich, um die eigene missliche Lage zu verbergen.

Zur Scham kommt hinzu, dass viele Aktivitäten in der Gesellschaft Geld kosten. Sei es die eigene Geburtstagsfeier, das Geschenk zur Silberhochzeit der Nachbarn oder beim Feuerwehrfest »einen auszugeben«. Wer die Mittel dafür nicht hat, wird diesen Veranstaltungen mit großer Wahrscheinlichkeit fernbleiben.

Die Familie spielt als Rückhalt und sozialer Kontakt deshalb häufig eine zentrale Rolle. Umso schwerwiegender ist das Problem, wenn die jüngere Generation den Wohnort verlässt und Familien räumlich getrennt sind. Gerade in strukturschwachen Gebieten wird Abwanderung so zu einem Phänomen, das die Einsamkeit verstärken kann.

AUSGRENZUNG AUS INSTITUTIONELLEN ANGEBOTEN

Menschen, die von Armut betroffen sind, sind stärker auf ihren Nahraum angewiesen als Menschen, die ausreichende finanzielle

Ressourcen haben. Auf dem Land fehlt es diesem Nahraum jedoch häufig an institutionellen Angeboten und Infrastrukturen. Staatliche Einrichtungen und Einrichtungen der Daseinsvorsorge ziehen sich tendenziell aus der Fläche zurück. Auch kirchliche Träger müssen sich zunehmend die Frage stellen, ob sie sich eine flächendeckende Bereitstellung ihrer Angebote noch leisten können, sei es hinsichtlich der Pfarrstellen und Gemeindeeinrichtungen oder hinsichtlich der Sozialverbände. Doch eine Unterversorgung ländlicher Räume trifft vor allem diejenigen, die wenig mobil sind. Dazu gehören unter anderem Armutsbetroffene. Sie haben nicht die Mittel, der Strukturschwäche auszuweichen, die in Teilen unserer ländlichen Räume herrscht. Noch dazu sind sie auf bestimmte Staats- und Wohlfahrtsleistungen angewiesen. So kann beispielsweise auch die Tafel nicht oder nur schwer erreichbar sein.

Doch infrastruktureller Rückbau und Strukturschwäche bedeutet nicht nur weitere Wege zu haben. Mobilitätsförderung ist somit kein Patentrezept. Denn Rückbau kann zudem das Gefühl geben, eine abnehmende Rolle für Politik und Gesellschaft zu spielen. Die Teilhabe an unserer demokratischen Wohlstandsgesellschaft wird zu einer Herausforderung – gerade für Menschen, die der Strukturschwäche ausgesetzt sind.

Neben sozialen Praktiken und Stigmatisierungserfahrungen spielen weite Entfernungen, rückläufige bzw. fehlende Infrastruktur und demographischer Wandel in Teilen ländlicher Räume eine erhebliche Rolle für die Alltagsbewältigung und die Integrationsmöglichkeiten von Armutsbetroffenen. Der Wohnort eines Menschen hat Einfluss auf sensible Bereiche hinsichtlich Armut und Ausgrenzung. Der gesellschaftliche Umgang mit sozial Benachteiligten auf

dem Land ist deshalb untrennbar mit der Frage des Umgangs mit ländlichen Räumen im Allgemeinen verbunden. Der Umgang mit ländlichen Regionen, vor allem mit den strukturschwachen und peripheren unseres Landes, ist somit ein Teil der sozialen Frage unserer Zeit. Wir brauchen ein Bewusstsein dafür, dass Rückbau und Unterversorgung keine regionalen Eigenheiten sind, sondern politische Entscheidungen. Vor allem Menschen in Armut treffen diese Entscheidungen mit aller Härte. «



Quellen

1. Destatis, Statistisches Bundesamt 2018. Lebensbedingungen, Armutsgefährdung, Armut oder soziale Ausgrenzung, AROPE-Indikator nach Geschlecht und Alter in Deutschland. https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/EinkommenKonsumLebensbedingungen/LebensbedingungenArmutsgefahrdung/Tabellen/Eurostat_ArmutSozialeAusgrenzung_SILC.html [Stand 2018-12-11].
2. Destatis, Statistisches Bundesamt 2018. Lebensbedingungen, Armutsgefährdung, Armutsschwelle und Armutsgefährdung (monetäre Armut) in Deutschland. https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/EinkommenKonsumLebensbedingungen/LebensbedingungenArmutsgefahrdung/Tabellen/EUArmutschwelleGefahrdung_SILC.html#Fussnote1 [Stand 2018-12-11].



DIE AUTORIN:

Monika Nack ist Referentin für Kirche im ländlichen Raum in der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck und Vorstandsmitglied des Evangelischen Dienstes auf dem Land in der EKD. Sie hat sich in ihrer Masterarbeit mit Armut in ländlichen Räumen befasst.



DAS PRINZIP UMUGANDA

FREIWILLIGER ARBEITSEINSATZ FÜR DIE GEMEINSCHAFT IN RUANDA

Claudia Gebauer

Während meines ersten Forschungsaufenthaltes in Ruanda, ehemals deutsche Kolonie, belgisches Protektorat und Schauplatz verschiedener Konflikte im ausgehenden 20. Jahrhundert, lernte ich vor Ort Umuganda kennen. Jeden ersten Samstag im Monat treffen sich landesweit Bewohner von Dörfern oder Stadtvierteln, um der durch die Zentralregierung ausgegebenen Losung des Tages tatkräftig gemeinsamen Ausdruck zu verleihen. Die Bandbreite der Aktivitäten ist nicht zu unterschätzen: Von Baumanpflanzungen, Flussuferbefestigungen und ‚Grünpflege‘ bis hin zum Bau von Schulen, Krankenstationen oder Unterkünften für Bedürftige ist alles dabei. Und es gehört zum guten Ton, dass sich Minister, Staatssekretäre sowie der Präsident regelmäßig beteiligen.

Die Herkunft dieser Gemeinschaftsarbeit ist komplex: Bereits zu Zeiten der letzten ruandischen Monarchie wurden Arbeitseinsätze als ‚Tribut‘ gezollt. Die kolonialen Mächte machten sich diese Tradition zunutze, um de facto unbezahlte Zwangsarbeit durchsetzen zu können. Während es sich unter königlicher Herrschaft um einen Arbeitseinsatz von etwa einem von fünf Tagen der ‚traditionellen Woche‘ handelte, wurde das Pensum jedoch auf zwei von sieben Tagen in der ‚modernen

Woche‘ angehoben und hatte nur noch wenig mit freiwilligem Engagement zu tun. Mit der Unabhängigkeit Ruandas verschwand die so zwanghaft eingeforderte ‚Gemeinschaftsarbeit‘ als unterdrückende Praxis, wurde jedoch, angeblich nach einem Besuch des damaligen Präsidenten Habyarimana im ehemaligen Zaire 1974, wieder eingeführt, nachdem er dort die vergleichbare Praxis Salongo kennengelernt hatte. Als Beitrag zur Entwicklung des Landes wurde Umuganda formal freiwillig an jedem letzten Samstag eines Monats praktiziert und diente gleichzeitig als Form der Nachrichtenübermittlung von Seiten der Staatsregierung an die Gesamtbevölkerung. Verschwiegen werden darf in dem Zusammenhang allerdings nicht, dass die ‚Gemeinschaftsarbeit‘ in späteren Regierungsjahren Habyarimanas pervertiert wurde, um Teile der Bevölkerung systematisch zu verfolgen und zu töten und schließlich in Hinrichtungen während des Völkermordes 1994 gipfelte.

Nach Bürgerkrieg und Völkermord und dem sich Abwenden von alten Traditionen wurde Umuganda zunächst erneut abgeschafft. Gleichwohl war es eine der Praktiken, die, als traditionell angesehen, kurz darauf im Rahmen der Besinnung auf ‚afrikanische Lösungen für afrikanische Probleme‘ wiederbelebt wurde – ähnlich wie die in Ruanda zur Aufarbeitung des Völkermords wieder praktizierten Gacaca (lies: Gatschatscha)-Gerichte. Seit 1999 etwa wird Umuganda also wieder





RUANDA: ADMINISTRATIVE GLIEDERUNG

» Lokale Regierung

(Ministry of Local Government)

» Distrikte (30 uturere)

Aufgaben: Planung und Finanzmanagement

» Sektoren (416 imirenge)

Aufgaben: Ökonomische Entwicklung und Dienstleistungen

» Zellen (2.148 utugari)

Aufgaben: Mobilisierung und Information der Bevölkerung

» Dörfer (14.837 imidugudu)

Aufgaben: Kleinteilige lokale Planung und *umuganda*

» Haushalte



praktiziert. Zunächst war die Teilnahme freiwillig, aufgrund geringer Beteiligung wird diese seit 2006/07 aber wieder strenger kontrolliert. Gerade in ländlichen Gebieten wird von den lokalen Autoritäten sehr genau wahrgenommen, wer anwesend ist und wer nicht. Ferngebliebene haben dann in der Regel mit einem Hausbesuch zu rechnen und sollten eine gute Erklärung für ihre Abwesenheit parat haben. In den Mittelstädten und in Kigali wird die Anwesenheitspflicht häufig etwas sapper interpretiert; zur Freude der Jugend, die den Tag gerne auch zum Ausschlafen nutzt, da das öffentliche Leben während Umuganda komplett stillsteht. Die monatlichen Schwerpunktthemen werden vom Ministry of Local Government ausgegeben, durch die administrativen Strukturen hindurchgereicht und schließlich an jedem letzten Samstag eines Monats unter das Volk gebracht. Auch heute findet sich also die Komponente der staatlichen Nachrichtenübermittlung in der Praxis wieder. Tatsächlich unterscheiden sich die geleisteten Arbeiten kaum von den eingangs genannten. Beispielsweise spielte das Anlegen von Wassergräben zum Verringern von Erosionsrisiken

zu allen Zeiten – prä-kolonial, kolonial, post-kolonial – eine wichtige Rolle und tut dies auch nach wie vor.

Neben den Terminen eines jeden letzten Samstages des Monats ist es durchaus üblich, dass Kirchen, Vereine oder Gemeinden zusätzlich zu weiteren Einsätzen gemeinnütziger Gemeinschaftsarbeit aufrufen – und dass diesem Aufruf gefolgt wird. Dies geschieht allerdings häufiger in ländlichen denn städtisch geprägten Landesteilen und kann besonders dann eine Rolle spielen, wenn besondere Ereignisse den tatkräftigen Einsatz vieler Helfer bedingen. So geschehen im (europäischen) Sommer 2012, als durch Überschwemmungen im Sektor Gataraga sowohl Häuser als auch landwirtschaftliche Flächen in Teilen zerstört wurden. Um den Auswirkungen der Fluten etwas entgegen zu setzen, wurde von Distrikt-Ebene ein ‚außerordentliches‘ Umuganda festgesetzt: an einem Mittwoch und, durchaus medienwirksam, unter Anwesenheit des Gouverneurs der Nord-Provinz. Das Flussbett wurde befestigt, neue Bäume wurden gepflanzt und die Bevölkerung in einer sich stets an Umuganda anschließenden Versammlung über die Ursachen der Überschwemmung aufgeklärt. Tatsächlich waren schwere Regengüsse, angeblich außergewöhnlich und durch den Klimawandel bedingt, dafür verantwortlich.

Während Umuganda mittlerweile ein feststehender Begriff für geleistete Gemeinschaftsarbeit ist, wird die Bedeutung der Praxis für Bevölkerung und Staat weiterhin diskutiert. Wie bereits angedeutet geht es dabei heute vor allem darum, die Tradition der wohlthätigen und freiwillig geleisteten Arbeit in der Tradition des Re-interpretieren und von den negativen Konnotationen aus Zeiten des Kolonialismus und vorheriger Regierungsepochen zu befreien. Gleichzeitig steht die Frage im Raum, welchen Beitrag Umuganda zum Wiederaufbau einer Post-Genozid Gesellschaft und zu einer gemeinsamen ruandischen Identität tatsächlich leistet und leisten kann. Obwohl mir der im Rahmen der Abschlussveranstaltung 2012 erklungene ‚Schlachtruf‘ „Lasst uns alle reich werden – ja, gemeinsam arbeiten wir in Einheit um reich zu werden“ suspekt vorkam, kann dieser gleichzeitig als Bekenntnis zu einem gemeinsamen Erarbeiten einer ruandischen Identität und Nation jenseits von ehemaligen Konfliktlinien interpretiert werden. Nach dem Divisionismus vorheriger Zeiten nicht unbedingt eine Selbstverständlichkeit.

Die Beurteilung der Praxis bleibt also umstritten: werfen Organisationen wie Human Rights Watch der Praxis von Umuganda einen Charakter von Zwangsarbeit vor, wird selbige durch Exil-Ruander exportiert und so auch andernorts zur Bekräftigung neugewonnener ruandischer Einheit und Identität praktiziert. So beispielsweise im Februar 2012, als ruandische Jugendliche in Köln, Berlin und München medienwirksam Gemeinschaftsarbeit leisteten (siehe beispielsweise hier: <https://www.newtimes.co.rw/section/read/49929>). Schlussendlich lässt sich die Praxis weder ausschließlich im Lichte der einen, noch der anderen Interpretation beurteilen, und je nach Aktivität, Umfang und Standpunkt des Betrachters werden bis auf Weiteres unterschiedliche Schlüsse gezogen werden. Persönlich bin ich der Meinung, dass der eine oder andere Tag gemeinschaftlichen Engagements für das Gemeinwohl (in welches dann aber bitte alle Bevölkerungsteile einbezogen sein sollen!) noch keiner Gesellschaft drastischen Schaden zugefügt hat. In kleinerem Rahmen (Kirche, Kindergärten, Vereinsarbeit) gibt es dieses Engagement ja auch in Deutschland; nur ist zu beobachten, dass der Wille sich zu beteiligen gesamtgesellschaftlich eher im Rückgang begriffen ist. In einer Welt des globalen Zusammenwachsens darf Umuganda daher durchaus als ein Vorbild für den gemeinschaftlichen Einsatz an Gesellschaft und Natur gesehen werden. “



DIE AUTORIN:



Dr. Claudia Gebauer

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Uni Bonn und verfasste Ihre Promotion zum Thema ‚Klimawandelanpassung in Ruanda‘. Für die Forschung verbrachte sie 14 Monate in dem ostafrikanischen Land.

GELISTLICHE ASPEKTE 4.

WIR WISSEN, WAS WIR WOLLEN

ZUR KRITIK EINER KIRCHLICHEN GRUNDHALTUNG

Kerstin Menzel

„Im Blick auf die Frage, wie die kirchlichen Entwicklungsmöglichkeiten in einem bestimmten ländlichen Raum eingeschätzt werden können, sind beide Aspekte von Bedeutung: sowohl die Frage, in welcher qualitativen Weise Menschen dort kirchlich erreicht werden können, als auch die Frage, wie viele Menschen dort erreicht werden können. Im Blick auf beide Dimensionen kirchlichen Wachstums bedarf es eines kirchlichen Bewusstseinswandels: im Blick auf die Steigerung der Qualität kirchlichen Handelns wie im Blick auf ein quantitatives Wachstum.“¹

Diese „theologische“ Zielperspektive steht im EKD-Papier „Wandeln und gestalten“ (2007) allen konzeptionellen Überlegungen voran. Die Entwicklung von Kirche, von Mitgliedschaft und Partizipation, kommt hier unter einer stark normativen Leitorientierung zum Ausdruck, Wachstum erscheint nicht nur erstrebenswert, sondern auch mach- und erreichbar.

Die Rede vom „Wachstum gegen den Trend“ in den Impulspapieren der EKD sind seit 2006 vielfach kritisiert worden, und selbst die Kirchenleitenden räumen inzwischen ein, die Möglichkeiten hier vielleicht überschätzt zu haben. Inwiefern prägt jedoch eine Haltung, die normative Ideale von kirchlichem Leben zum Ausgangspunkt wählt, an vielen Orten das innerkirchliche Denken? Sind Vorstellungen einer bestimmten Form von Religiosität, von intensiver Gemeinschaft, von gut besuchten Angeboten der Ausgangspunkt konzeptionellen Nachdenkens bzw. implizite Leitorientierung pastoraler Praxis? Und wie könnte eine Alternative aussehen?

In meiner Dissertation habe ich Interviews mit Pfarrer*innen in ostdeutschen ländlichen Gemeinden ausgewertet – einem Kontext, der von Schrumpfung und Ausdehnung von Verantwortungsbereichen geprägt ist, auch wenn diese Begriffe die Situation nicht ausreichend beschreiben. Es lassen sich dabei zwei berufliche Grundhaltungen rekonstruieren,² aus denen sich eine unterschiedliche

Wahrnehmung und Bewertung ganz ähnlicher Situationen sowie ein jeweils anderer Umgang damit ergibt.

Die erste Haltung, die ich *Zielorientierung* nenne, geht von starken normativen Idealen aus. Zum Christsein gehört die Beteiligung an Gottesdienst und Gemeindeangeboten. Veranstaltungen sind dann gut, wenn sie von vielen Menschen besucht werden. Gemeinschaft ist es dann, wenn man Lebensfragen intensiv und langfristig miteinander teilt. Glaube ist doch eigentlich eine tiefe Herzensfrömmigkeit. Diese Haltung ist durch einen starken Veränderungsimpetus gekennzeichnet, man könnte sie als „missionarisch“ im weiteren Sinne bezeichnen. Sie ist jedoch in den Formen nicht unbedingt evangelikal geprägt. Im Blick auf kleine Teilnehmendenzahlen und Schrumpfungsprozesse stehen vor allem kirchlich zu beeinflussende Faktoren im Vordergrund: man sollte die Qualität steigern, effizienter organisieren, neue Formen finden, die Attraktivität von Angeboten steigern, verstärkt einladen. Die Bewegung der Öffnung, die darin steckt, dient vor allem dem Ziel, Menschen zu gewinnen und zu binden. Ganz ähnlich wie im eingangs genannten Zitat kann das sowohl quantitativ oder qualitativ verstanden werden.

Diese Haltung setzt zweifellos innovative Aufbrüche frei, die entsprechenden Pfarrer*innen arbeiten mit hohem Engagement. Sie birgt jedoch die Gefahr, bestehende Verhältnisse wie die differenzierte Form der Kirchenmitgliedschaft, punktuelle Gemeinschaftsformen, Angebote mit einem kleinen Teilnehmer*innenkreis, eine weniger innerliche Frömmigkeit abzuwerten. Nicht selten sind dies ja eigene Haltungen der Pfarrer*innen, die normativ verallgemeinert werden. Diese Haltung führt auch, so zeigt sich in den Interviews, zu Frustration und zu Überlastung – weil die eigenen Ansprüche sich in einer volksgemeinlich geprägten Situation mit einem differenzierten Beteiligungs-

verhalten nicht umsetzen lassen, oder weil die Bemühung um Steigerung von Beteiligung gegen gesellschaftliche Tendenzen der Bevölkerungsentwicklung anarbeitet.

Demgegenüber steht eine andere Haltung, die ich *Bedürfnisorientierung* nenne. Hier stehen die Anliegen der Menschen, die Situation vor Ort am Beginn konzeptionellen Nachdenkens. Gesellschaftliche Entwicklungen – der Bevölkerungsrückgang, Peripherisierungsprozesse, Individualisierung und Verlust von Konventionen – kommen in ihrer Prägekraft viel stärker in den Blick. Der Wunsch nach Gottesdienst vor Ort wird ernst genommen, auch wenn die Situation mit kleinen Teilnehmerzahlen gestaltet werden muss – durch eine gemeindepädagogisch orientierte Entwicklung regionaler Identität in Projekten, durch gegenseitige Gastfreundschaft kleiner Gemeinden, durch behutsame Werbung für mehr Mobilität. Punktuelle Berührungen mit dem Glauben werden wertgeschätzt – die Intensität religiösen Erlebens am Sterbebett ... die passagere Erfahrung im Kirchoraum von Menschen, die pilgern ... die Gemeinschaft von Konfirmand*innen auf einer Fahrt; ästhetisch geprägte religiöse Erfahrung in Konzerten und kulturellen Ereignissen. Diese Gelegenheiten werden als in sich wertvoll angesehen und werden nicht als „Instrumente“ für etwas anderes gesehen. Auch die Orientierung an den Bedürfnissen kann in sehr innovativen Formen gestaltet werden.

Diese Haltung wird nicht immer in einer selbstbegrenzenden Weise gelebt. Der Wunsch, für die Bedürfnisse der Menschen da zu sein, kann dazu führen, dass eine Pfarrerin sich zwischen akuten Hilfsbedürftigkeiten aller Art, Vakanzverwaltung und kirchlichem Strukturrückbau aufreibt, weil sie es allen recht machen will.³ Sie kann jedoch auch dazu führen, dass ein Pfarrer einerseits ganz zufrieden Gottesdienste und Seniorengottesdienste mit kleiner Teilnehmerzahl als – auch ihn selbst – stärkende Ereignisse wahrnimmt, weil die geistliche Qualität nicht an der Gemeindegröße hängt. Und dass er auf der anderen Seite auch gesellschaftliche Erwartungen an Kirche als intermediäre Institution im Gemeinwesen und als Kulturträgerin wahrnehmen und nutzen kann, Kirche als öffentlichen Raum etabliert und damit ein Gegengewicht zu den kleinen Gemeinschaftsformen schafft. Aber eben nicht mit dem Ziel, darüber Menschen „zu erreichen“, sondern als Antwort auf gesellschaftliche Bedürfnisse, die er aufmerksam wahrnimmt. Es wird akzeptiert, dass Menschen unterschiedliche religiöse Haltungen, Verhältnisse zur Kirche und Motive für den Kontakt zu ihr haben.

Daran wird deutlich: die bedürfnisorientierte Haltung hat etwas mit Kontrollverlust zu tun. Man muss eigene Verständnisse von Christsein,

von kirchlicher Partizipation, von religiöser Praxis relativieren können, um unterschiedliche Bedürfnisse zu sehen und darauf einzugehen. Nicht immer ist das, was gebraucht wird, das, was man selbst wichtig findet. Zuweilen heißt es auch, Herzensprojekte aufzugeben, weil sie keine Resonanz finden. Manchmal entsteht etwas, wenn man Menschen Raum gibt, was man nie so geplant hätte.

Natürlich wird es auch einer Orientierung an den Anliegen der Menschen, der Situation vor Ort, den gesellschaftlichen Interessen darum gehen, den Auftrag nicht aus dem Blick zu verlieren. Und doch macht es einen Unterschied, ob man von den eigenen Zielen oder von den Bedürfnissen her fragt, was die Kommunikation des Evangeliums hier und jetzt erfordert. Gerade in ländlichen Räumen, in denen sich die Situation sehr unterschiedlich darstellen kann und der Strukturrückbau zu Schwerpunktsetzungen zwingt. Zuweilen gilt es, konkrete Anliegen und tiefere Bedürfnisse zu unterscheiden. Dieses Denken erfordert eine gute Wahrnehmungs-, Reflexions- und Konzeptionsfähigkeit. Mit Michael Klessmann wäre das Pfarrbild der Zukunft dann eines, in dem persönliche Fähigkeiten und Interessen sich in Beziehung setzen müssen zu Spezifika der Situation einerseits und zu theologischen Leitvorstellungen andererseits.⁴ Kirchliches Handeln insgesamt müsste sich dann viel stärker von konkreten Gegebenheiten her ergeben und konzipieren, als von vordefinierten Zielen. Neue Kooperationspartner*innen und Netzwerke kommen ins Spiel.⁵ Und Anerkennung ergibt sich nicht erst dann, wenn alles so ist, wie man es gewollt hat, sondern schon dann, wenn einem zugehört wird, als Christ*in bzw. als Pfarrer*in Wesentliches beizutragen. «



Anmerkungen

1. Kirchenamt der EKD (Hg.): *Wandeln und gestalten. Missionarische Chancen und Aufgaben der evangelischen Kirche in ländlichen Räumen.* (EKD Texte 87). Hannover 2007, 42 (Hervorhebung KM). Die Wachstumsorientierung wird an einigen Stellen zwar bestritten zeigt sich jedoch beispielsweise auch darin, dass das Ziel der „Stärkung der Stärken“ und der „theologisch begründete[n] Schwerpunktsetzungen“ gleich so definiert wird: „gelingende kirchliche Arbeit weiter zu entwickeln und andere traditionell verankerte Arbeitsfelder aufzugeben, wenn sie nur einen gleich bleibenden oder kleiner werdenden Personenkreis ansprechen.“ (41, Hervorhebung KM).
2. Hier ist nur eine vereinfachte Skizze möglich. Vgl. für die ausführliche Darstellung: Kerstin Menzel, *Kleine Zahlen, weiter Raum. Pfarrberuf in ländlichen Gemeinden Ostdeutschlands*, Stuttgart 2019, Kapitel 6, 309-382.
3. Zur Notwendigkeit der Begrenzung vgl. Menzel, a.a.O., 438-448, 497-500.
4. Michael Klessmann: *Das Pfarramt. Einführung in Grundfragen der Pastoraltheologie.* Neukirchen-Vluyn 2012, 183. Vgl. Menzel, a.a.O., 493-495.
5. Vgl. z.B. Ralf Kötter: *Das Land ist hell und weit. Leidenschaftliche Kirche in der Mitte der Gesellschaft.* 2. unveränderte Auflage, Berlin 2015.



DIE AUTORIN:

**Pfarrerin
Dr. Kerstin
Menzel**

arbeitet als Landeskirchliche wissenschaftliche Mitarbeiterin am Seminar für Praktische Theologie der Humboldt Universität zu Berlin.

VON DER HEBAMME ZUR ÄBTISSIN

Mareile Preuschhof

So war kürzlich ein Artikel überschrieben, als ich in mein neues Amt eingeführt wurde. Im Nachhinein staune ich selbst, welche beruflichen Wege sich in meinem Leben ergeben haben. Erst der Blick zurück lässt die Spuren erscheinen, die sich vor meinen Füßen gebildet hatte, ohne dass ich sie je geplant hätte. Insofern kann ich dem großen Philosophen und Theologen Søren Kierkegaard nur zustimmen, wenn er sagt: „Verstehen kann man das Leben rückwärts; leben muss man es aber vorwärts.“

Wenn also ich einen Schritt der Veränderung wage, weiß ich eigentlich nie, wo er mich hinführt. Es öffnet sich eine Tür. Ich sehe zunächst nur einen kleinen Teil des Neuen. Der ganze Raum, was ihn in seiner Gänze und Tiefe ausmacht, ist noch unsichtbar und erschließt sich erst im Gehen.

Ich entschloss mich mit Mitte 20 zu einem Innehalten als Hebamme, nutzte dazu das Studium der Sozialpädagogik – völlig offen, was daraus entstehen würde – und landete am anderen Pol des Lebens, in der Sterbe- und Trauerbegleitung. Aus dem unklaren „Wo ist denn der rechte Ort für mich als Hebamme?“ entstand eine ganz neue Berufsperspektive.

Es braucht Mut, um Veränderungen zu wagen. Weil das Neue ungewiss ist und man Vertrautes, vermeintlich Sicheres verlässt.

Nun konnte ich freilich meine Erfahrungen als Hebamme mit der neuen Tätigkeit verbinden. Ich engagierte mich in der Unterstützung von Familien, deren Kind in der Schwangerschaft oder bald nach der Geburt verstorben war, gab Fortbildungen für Kolleginnen und andere Berufsgruppen. Im Inneren blieb ich stets auch Hebamme, bis heute, weil ich nach wie vor Menschen in Übergängen begleite. Gerade auch in leidvollen Veränderungen. Denn viele geschehen ja nicht freiwillig, sondern werden vom Leben erzwungen.

Übergänge bedeuten immer auch Abschied. Hermann Hesse beschreibt es so:

„... Es muss das Herz bei jedem Lebensrufe bereit zum Abschied sein und Neubeginne, um sich in Tapferkeit und ohne Trauern, in andre, neue Bindungen zu geben. Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, der uns beschützt und der uns hilft zu leben...“
(aus: Stufen)

Anders als Hesse bin ich allerdings überzeugt, dass Abschiede Trauer nach sich ziehen und wir darauf achten müssen. Denn die Trauer öffnet uns für das Neue. Wirkliches Abschiednehmen befreit.

Als ich nach über 20 Jahren die Hospizarbeit verließ, um Pastorin zu werden, war es dann auch schön und

wehmütig zugleich. Ich bin dankbar für die Rituale, die unsere Kirche auch für das (berufliche) Ende bereithält. Denn in jeder Veränderung liegen drei Akzente: der Rückblick mit Dank und Vergebung, die Gegenwart mit all ihren Gefühlen und der Ausblick in die Zukunft.

Für die nicht freiwilligen Abschiede gilt dies umso mehr. Ich hatte mich nach dem berufsbegleitenden Theologiestudium entschlossen, das Vikariat anzufügen. Gut zwei Jahre genoss ich mein Dasein als Vikarin, die Gemeinden, mein kleines Fachwerkhäuschen, meinen Mentor, die praktische Lernsituation. Die Ordination setzte den Schlusspunkt. Als ich aufbrach, um meine erste Pfarrstelle auszuüben, war ich voller Trauer über den Abschied dort.

Ein schweres Ende und ein nicht überzeugender Neuanfang, weil ich tief im Inneren meinen beruflichen Weg in der geistlichen Begleitung sah und nicht unbedingt im ländlichen Gemeindepfarramt.

Trotzdem habe ich diesen Weg eingeschlagen. Meine Erfahrung zeigt, dass sich auch mit Vorsicht und Zögern ein Weg gehen lässt. Erstmal tastend vorangehen, Menschen finden, die einen stärken und Gott vertrauen, dass es seinen Sinn hat. Schritt für Schritt. Auch wenn es schwer ist.

Nun kommt es mir immer noch fast wie ein Wunder vor, dass ich vor einigen Monaten auf das Amt der evangelischen Äbtissin aufmerksam gemacht wurde und ich die Zusage erhielt. Ein Neuanfang, in dem Segen liegt.

Der Übergang ist noch ganz frisch, der Abschied vom Pfarramt noch sehr präsent. Trotz aller Erleichterung, nun dem inneren Ruf folgen zu können, war es schwer, die Menschen meiner beiden Pfarrgemeinden zu verlassen. Wie dankbar bin ich wieder für die Abschiedszeremonien. Und wie frei nun für den Neubeginn. «



DIE AUTORIN:

Mareile Preuschhof ist seit Januar 2019 Äbtissin im evangelischen Kloster Wennigsen.

WENN ALLES STILL IST, GESCHIEHT AM MEISTEN

NICHT NUR BEI UND IN MANAGER*INNEN!

Susanne Schneider-Riede

„So was habe ich ja noch nie erlebt. Die Bibel, die kann einen ja richtig packen“ – das ist das erste Statement eines Managers nach einer klassischen Schriftbetrachtung auf einer Retraite. Eine dreiviertel Stunde war er in der Stille unterwegs mit der Bartimäusgeschichte. Die Einladung war, einen persönlichen inneren Film zu drehen zu dieser biblischen Szene. Es galt in der Stille, genau hinzusehen und hinzuhören, wie Bartimäus rum sitzt und dann nach Jesus schreit. Es galt auch auf die Menschen drum herum zu schauen, wie sie z.B. auf das Geschrei reagieren, und zu erleben, wie Jesus auf Bartimäus reagiert. Der entscheidende „Kameraschwenk“ ist, sich selbst in der Szene zu verorten. „Das war ja das Überraschendste für mich, ich wollte eigentlich ganz am Rand stehen bleiben, mich ein bisschen lustig machen über den Kerl da, und dann spielte die Szene plötzlich in meinem Betrieb. Stellen Sie sich das mal vor. Und dann war ich der Schreihals: ‚Ich

brauche Hilfe‘ – ganz schön peinlich, dachte ich erst. Aber es war ein gutes Gefühl, es mal raus lassen zu können: ‚Ich kann nicht mehr! Ich weiß nicht mehr! Ich brauche Hilfe!‘. Der schönste Moment war, als ich dann aufgesprungen bin und vor Jesus stand. Und der nicht gleich sagte: ‚Halb so schlimm, wird schon wieder, reiß dich zusammen.‘ Ne, der fragt einfach: ‚Was willst Du, dass ich Dir tun soll?‘ Und in dem Moment wurde es mir leichter. Also das war meine Mantelerfahrung. Ich sage nur unglaublich!“

Das Entscheidende geschah dann in der Anhörrunde. Eine Frau im Kreis sagte: „Und in meinem Film blieb es lange ganz trüb, als ob die Linse nicht sauber wäre. Erst ganz am Schluss der Zeit sah ich, wie da ein Mantel, es war ein schwerer Mantel – auf dem Boden lag.“ Der erste wollte schon anfangen, darauf zu reagieren, als ihm wohl die Anmoderation einfiel: „Stehen lassen, zuhören, der Film der anderen ist ihr Film. Es gibt kein richtig oder falsch!“ Bei der Auswertungsrunde am nächsten Tag sagte der „Begeisterte“: „Das war für mich ein ganz berührender Moment, stehen lassen, nicht schön reden. Den eigenen Weg nicht überstülpen, nicht wissen müssen, was jetzt richtig ist.“

Biblische Szenen können aus der Stille und in der stillen Betrachtung, z.B. in der klassischen Schriftbetrachtung, Prozesse in Gang bringen, manchmal überraschend, manchmal heilend, manchmal irritierend. Menschen, die gewohnt sind, dass sie entscheiden müssen, Bescheid wissen, funktionieren müssen, können in stillen Auszeiten erleben, erfahren: sie müssen nicht, sie dürfen empfangen, stehen lassen, und sie brauchen auch nicht alles zu wissen. Die Einladung für Manager*innen oder Menschen in anderen Lebenszusammenhängen heißt: Spüre dich wieder, bekomme Kontakt zu dir selbst, spüre auch wieder, was dich trägt oder tragen könnte, bekomme vielleicht auch wieder ein Gefühl für die andere oder den anderen. Der klassische geistliche Dreiklang: Mich selbst, Gott und andere spüren, ist die christliche Grundmelodie für Auszeiten, Retraiten oder Exerzitien. Der dänische Philosoph Sören Kierkegaard schreibt

einmal: „Die Welt ist krank! Wenn ich Arzt wäre und man mich fragen würde, was getan werden sollte? – Ich würde antworten: Das erste, was geschehen muss, ist: Schaffe Schweigen! Hilf anderen zum Schweigen!“ Was Kierkegaard anspricht, ist nicht nur für Manager*innen leichter gesagt als getan. Je unruhiger wir sind, umso schwerer ertragen wir Stille und Schweigen.

Aber es gibt auch eine große Sehnsucht nach Ruhe und Stille. Wenn ich zu stillen Wochenenden, zu Exerzitien oder zu einer 24 Stunden Retraite unterwegs bin, erzähle ich am Anfang gerne folgende Geschichte:

Zu einem Einsiedler kamen Leute und fragten ihn: „Was für einen Sinn siehst du in deinem Leben in dieser Stille und Einsamkeit? Was für eine Bedeutung hat für dich die Einsiedelei?“ Der Mönch war gerade dabei, im Klosterhof mit einem Eimer Wasser aus dem Brunnen zu holen. Er sagte zu den Besuchern: „Schaut in den Brunnen, was seht ihr da?“ Sie schauten hinein. „Wir sehen nichts.“ Nach einer Weile forderte der Mönch die Besucher noch einmal auf, in den Brunnen zu schauen. Als sich die Leute über den Brunnenrand beugten, fragte er sie: „Was seht ihr jetzt?“ Sie antworteten: „Jetzt sehen wir, wie sich der Himmel im Wasser spiegelt, und wir sehen uns selbst.“ „Und was seht Ihr noch? Schaut in die Tiefe!“ sagte der Mönch. „Wir sehen den Boden, wir sehen bis auf den Grund“, erwiderten die Leute. „Seht ihr“, sagte der Mönch, „das ist die Erfahrung der Stille, das ist der Wert des Schweigens. Du siehst den Himmel. Du siehst dich selbst. Du blickst durch bis auf den Grund.“

Gerade in der und aus der Stille heraus, blicken wir durch. Wir entdecken unsere Tiefe. Den Brunnenpunkt, wie Alfred Delp es ausdrücken konnte. So gesehen sind in der Tat – nach einem Wort von Friedrich Nietzsche „die größten Ereignisse nicht die lautesten, sondern unsere stillsten Stunden.“ Oder wie Sören Kierkegaard sagt: „Wenn alles still ist, geschieht am meisten“ – nicht nur bei und in Manager*innen! «



DIE AUTORIN:

Susanne Schneider-Riede ist Pfarrerin und Leiterin der Fachstelle Geistliches Leben in der Evangelischen Landeskirche in Baden und Studienleiterin im Bereich Geistliches Leben und Spiritualität in der Evangelischen Akademie Baden und Rehaseelsorgerin in Gernsbach und Baden-Baden.



NICHT ZU FRÜH AUFGEBEN

HOFFNUNG SCHÖPFEN AUS DEN ERFAHRUNGEN DES PETRUS

Rolf Brauch

Manchmal sind wir richtig niedergeschlagen, deprimiert, enttäuscht, resigniert, wollen aufgeben, weil wir uns eingesetzt, engagiert, gekümmert, eingebracht haben ... und???!!! Nichts oder fast nichts, zumindest zu wenig kommt dabei heraus ... da will man hinschmeißen, aufgeben, da wird man depressiv oder aggressiv ... alles umsonst!

Da geht es uns so wie Petrus. Er hatte vergeblich gefischt. Dennoch zog er morgens noch einmal los, weil Jesus ihm den Rat dazu gab. (vgl. Lukas 5,1-11)

WIR SIND ZWAR KEINE FISCHER, ABER WIR HABEN DURCHAUS VERGLEICHBARE ERFAHRUNGEN:

- » Da hat jemand eine super Ausbildung oder Studium hinter sich gebracht, aber da, wo er/sie gerne arbeiten möchte, braucht einen niemand.
- » Da hat man als Eltern seine Kinder liebevoll und mit großem Einsatz erzogen und großgezogen – und dann sind sie weg und wollen von ihren Eltern fast nichts mehr wissen.
- » Da hat man oder frau sich in der Kirchengemeinde engagiert, und jetzt kann man fast schon beten, wenn zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind. Lange her, dass sich, wie in unserem Bibelabschnitt, die Menge drängte.
- » Das Gemeindehaus, das man mit viel Spenden und eigener Muskelkraft erbaut hat, ist so in Zukunft

nicht mehr finanzierbar, die Pfarrstelle vakant.

- » Da hat mancher auf schlaun Rat seiner Bank hin scheinbar gut für das Alter vorgesorgt. Angesichts der niedrigen Zinsen steht er oder sie jetzt vor einem Desaster.

Es gäbe noch viele vergleichbare Erfahrungen der Enttäuschung auch in Welt und Politik zu erzählen.

In solch einer Situation braucht niemand flotte Sprüche wie „alles nicht so schlimm“ oder anderen billigen Trost. Wo nicht ge-tröstet, sondern ver-tröstet wird! Und die Frage nach dem Trost ist für uns Menschen ja eine ganz zentrale Frage.

Die entscheidende Frage ist, wie kann ich wieder Vertrauen und Hoffnung schöpfen?

In unserem Bibelabschnitt wird geschildert „wie“. Es wird beschrieben, warum Petrus wider und trotz allem besseren Wissen und aller gegensätzlichen Erfahrung die Netze auswirft.

„Auf dein Wort hin“ sagt Petrus – alles spricht doch dagegen, wie kann man tagsüber an tiefen Stellen erfolgreich fischen?

Petrus hat Vertrauen, sich auf das Wort Jesu einzulassen, auch weil er ihn schon einmal erfahren hat bei der Heilung seiner Schwiegermutter und ihn eben gerade gehört hat. Petrus war angerührt von der Kraft und Macht seiner Tat und seiner Worte. Petrus schöpfte Vertrauen aus seiner persönlichen Begegnung mit Jesus – sie hat ihn für Jesus offen gemacht – und er hat es gewagt, nochmals zu fischen, und damit den Spott und die Häme oder Witze der Berufskollegen

riskiert, – und nicht nur das – er hat auch seine eigenes Selbstwertgefühl riskiert, wenn das nun zum zweiten Mal nichts wird!

Erklären kann man das Handeln des Petrus nicht – er hat einen Impuls geschenkt bekommen, das Neue, Unmögliche zu wagen. Er reagiert auf Jesu Aufforderung nicht blindlings und naiv, er reagiert reflektiert und bewusst: Auf dein Wort hin! Petrus entscheidet sich zu vertrauen und zu hoffen – und sein Vertrauen und seine Hoffnung werden belohnt!

Unsere Geschichte ist eine Vertrauensgeschichte und eine Hoffnungsgeschichte gleichermaßen. Hoffnung entsteht aus Vertrauen.

Vertrauen ist eine wesentliche Grundlage des Zusammenlebens und Zusammenarbeitens von Menschen. Wo Vertrauen fehlt, gibt es keine Zusammenarbeit, nicht in der Kirchengemeinde und auch nicht im Sinne einer wirtschaftlich vorteilhaften Arbeitsteilung. Dann gibt es zwar umfangreiche Kontrollsysteme und Überwachung, aber es gelingen keine produktiven Beziehungen – und ohne diese gelingen keine notwendigen Veränderungen. Neues zu wagen braucht Vertrauen.

Vertrauen wächst aus der Dankbarkeit. „Vertrauen und Dankbarkeit sind Zwillingsschwester“, sagt vollkommen zu Recht der Zukunftsforscher Mathias Horx.

Haben wir nicht genug Grund zur Dankbarkeit? Dankbarkeit setzt aber Denken, Reflexion voraus – auch Selbstreflexion. Auch das lehrt uns die Geschichte. Petrus reflektiert seine Vertrauensentscheidung und ganz wichtig auch die Folge des neuen Fischzugs: Er erkennt sich selbst als Sünder und das meint nicht irgendwelche moralischen Verfehlungen, sondern er erkennt die Trennung, den Sund, zwischen Gott in Jesus und sich als Mensch. Eine Trennung, die bleibt, trotz des Versuchs „so sein zu wollen wie Gott“ mit all den Folgen seit der Versuchungsgeschichte im Paradies.

Diese Petrus-Geschichte macht Mut, Neues zu wagen, bei uns selbst, in der Kirche, macht Mut tagsüber im Tiefen zu fischen – also Dinge ganz neu und anders zu machen, weil wir ein belastbares und reflektiertes Vertrauen haben durch die Begegnung mit Jesus. Es geht eben gerade nicht um ein naives „einfach mal anders“!

Es geht, um es im Bild der Landwirtschaft zu sagen, darum „ein Neues zu pflügen“ wie es in Hosea 10,12 heißt. Und Pflügen ist, das wissen die Bauern, eine tiefe und wendende Bodenbearbeitung!

Wer vertraut, kann hoffen inmitten eines Umfeldes, wo Vieles uns so schwierig erscheint – auch in unsren

Gemeinden und in der Kirche. Unsere Sprache verrät uns und unsere Hoffnungslosigkeit: Wir sind noch, wir haben noch, wir können noch. Dieses Noch der Resignation! Lasst uns inspiriert durch die Fischfanggeschichte aus dem resignativen Noch ein hoffnungsvolles Doch machen! Auf dein Wort hin! Wir sind zur Hoffnung berufen!

Einer Hoffnung, die ihre Grundlage hat in der Beziehung zu Jesus Christus, und eben damit zwar die Realität annimmt und wahrnimmt, aber vor ihr eben nicht kapituliert. Manchmal stehen wir in der Gefahr abzugleiten in einen zynischen Realismus oder in utopische Phantastereien – davor kann uns ein Glaube bewahren, der geerdet ist mit dem Blick zum Himmel. Hoffnung wird damit zu einem Überschuss über die Realität – und die Kraft dazu kommt aus unserem Vertrauen auf die Person Jesu: „Auf dein Wort hin!“

Hoffnung kann so Vieles scheinbar Unmögliches verändern: Ich nenne nur beispielhaft Martin Luther King in seiner Rede: „Ich habe einen Traum.“ Hoffnung ist eine unendliche Kraftquelle!

Dietrich Bonhoeffer schreibt in seiner Predigt im Oktober 1934: „Ein Glaube, der nicht hofft, ist krank“ und zur Jahreswende 1942/1943: „Mag sein, dass der Jüngste Tag morgen anbricht, dann wollen wir gerne die Arbeit für eine bessere Welt aus der Hand legen, vorher aber nicht.“

Christliche Hoffnung ist eben keine Vertröstung oder Opium, sondern der Mut zum zweiten Zug!

Und dann kommt am Ende unseres Textes diese uns befremdlich anmutende Aufforderung, Menschen zu fischen. Wir sollen damit nicht Menschen fangen in Netzen wie in Sekten oder bei Facebook, in politischen Ideologien oder anderen Abhängigkeiten! Es geht darum mit den Gaben und Begabungen der Fischer seinen Mitmenschen vorzuleben, dass, wie es im Hebräerbrief in 10,35 heißt: euer Vertrauen eine große Belohnung hat!

Menschen fischen, meint Menschen in die heilsame Beziehung zu Gott und miteinander zu bringen, Beziehungen oder Netzwerke zu knüpfen, die Halt geben, nicht einengen.

Was sind denn Gaben von guten Fischern, aus denen Aufgaben in der Nachfolge werden?

ICH NENNE NUR DREI:

- » Sein Handwerk verstehen. Egal was Du tust, mache es kompetent! Dazu muss man sich z.B. manchmal die Mühe machen, Haushaltspläne zu lesen. Begeisterung allein genügt auf lange Sicht nicht.
- » Angst ist ein schlechter Ratgeber. Probiere was aus. Riskier auch mal was – scheitern kann gescheiter machen!
- » Fischen ist Teamwork – da mussten damals schon andere mitziehen – und das ganz wörtlich. Gemeinde braucht Teamspieler, ein gabenorientiertes Miteinander.

Lasst uns daher fröhlich Neues wagen, weil Jesus uns Mut macht. Weil wir darauf vertrauen dürfen, dass inmitten aller Veränderungen auch unsere Boote übertoll sein werden, weil er gekommen ist, dass wir das Leben in Fülle und Grund zur Hoffnung haben – wir sind eine GmbH. Eine Gemeinschaft mit begründeter Hoffnung! «



DER AUTOR:

Rolf Brauch,
Dip.Ing. agr. ist
Referent im KDL
der Evangelischen
Landeskirche in
Baden und ordiniertes
Prädikant.



Infoportal zur Verpachtung von Kirchenland

Kirchen tragen durch die Verpachtung und die damit einhergehende Bewirtschaftung ihrer landwirtschaftlichen Flächen eine besondere Verantwortung. Eigentümer sind je nach Landeskirche die jeweiligen Kirchengemeinden, Dekanate oder Landeskirchen, die sich eigenständig um die Verhandlungen mit den Pächter*innen und den Abschluss der Pachtverträge kümmern. Für die Verpachtungen gibt es jedoch innerhalb der Kirche keine einheitlichen Regeln und kaum unterstützende Angebote für die Mitglieder der Kirchengemeinderäte, die sich mit der anstehenden Pachtvergabe beschäftigen. Ihnen fehlen meist Informationen, die das Ziel „Bewahrung der Schöpfung“ in die Verpachtungspraxis und Bewirtschaftung einfließen lassen. Zunehmend werden neben kirchlichen, sozialen und ökonomischen Kriterien auch ökologische Aspekte kontrovers diskutiert. Das Projekt „Bewahrung der Schöpfung auf Kirchenland – Ein Infoportal für mehr Artenvielfalt (Infoportal Kirchenland)“ soll diese Informationen auf einer Webseite leicht zugänglich bereitstellen. Zum Start bezieht sich die Website im Moment noch auf das Gebiet der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland. Zielgruppe des Infoportals sind Pastor*innen, Kirchengemeinderäte, Kirchengemeindemitglieder, interessierte Landwirt*innen sowie die Liegenschaftsverwaltungen der Kirchenkreise.

Finanziert wird das Projekt vom Bundesamt für Naturschutz (BfN). Die Umsetzung erfolgt durch die Michael Succow Stiftung zum Schutz der Natur (Greifswald) in enger Abstimmung in einer Projektgruppe mit dem Kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt der Nordkirche (KDA), dem BfN, der Liegenschaftsverwaltung des Kirchenkreises Mecklenburg, der Universität Greifswald und der Kirchengemeinde Kieve-Wredenhagen. Im Sommer 2019 wird das Infoportal online gestellt werden. Nach der Etablierungsphase sind weitere Landeskirchen eingeladen, sich an diesem Informationsangebot zu beteiligen.

Kontakt: Dr. Jan Menkhaus, jan.menkhaus@kda.nordkirche.de

Arbeitspapier: Glyphosat auf Kirchenland

Die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck hat im Jahr 2016 eine Handreichung „Verpachtung von Kirchenland“ erstellt, die die Gemeinden in ihrem Verfahren zur Kirchenlandverpachtung unterstützen soll und ihnen sechs Kriterien an die Hand gibt, um ein faires und transparentes Pachtverfahren durchzuführen. Monika Nack, Agrarwissenschaftlerin, Fachstelle „Kirche im ländlichen Raum“ und Pfr. Dr. Jochen Gerlach, Leiter des Referats Wirtschaft-Arbeit-Soziales haben nun ein Arbeitspapier zum Thema „Glyphosat auf Kirchenland“ erstellt, um den Dialog zum Thema zu fördern.

Es ist unter <https://www.arbeitswelt-ekkw.de/start-aktuelles/downloads/> verfügbar.

KLB fordert: Zukunft bäuerlicher Familienbetriebe sichern

Die Katholische Landvolkbewegung (KLB) hat auf ihrer Bundesversammlung 2019 gefordert, die Zukunft bäuerlicher Familienbetriebe zu sichern und mit wertschätzenden Debatten gemeinsame Perspektiven zu entwickeln.

Sie fordert alle Beteiligten dazu auf, den Bauernfamilien in Deutschland den notwendigen Respekt und eine Wertschätzung für ihre Arbeit entgegenzubringen, um den nachfolgenden Generationen eine lebenswerte Umwelt zu hinterlassen. Umgekehrt fordert sie die Landwirte auf, ihre Bäuerlichkeit als die nachhaltige Perspektive einzubringen und zeitnah an konstruktiven Lösungen für eine Zukunft bäuerlicher Familienbetriebe mitzuarbeiten.

Außerdem wurde die 56-jährige Juristin, **Bettina Locklair als Bundesgeschäftsführerin zum 1. Januar 2020** als Nachfolgerin von Katharina Knierim, die in den Ruhestand geht, gewählt. Sie war zuletzt als Dezernentin für Schule und Erziehung im Erzbistum Berlin tätig.

Landkirchenkonferenzen

Was verbindet die evangelischen Kirchen in den verschiedenen ländlichen Räumen Europas?

Mit dieser Frage beschäftigte sich die nordeuropäische Landkirchenkonferenz vom 6.-8.Mai 2019 im Christian Jensen Kolleg in Breklum mit Delegierten aus Großbritannien, Schweden, Dänemark und Deutschland.

Experten tauschten sich über die Herausforderungen, die sich für die Kirchen in den ländlichen Räumen stellen, aus: Die demographische Entwicklung und die geringer werdende kirchliche Bindung erfordert einen neuen Blick auf die Rolle der Kirche im Dorf. Welche Möglichkeiten gibt es, die vorhandenen Gebäude so zu nutzen, dass die Kommune insgesamt davon profitiert, und wie kann sich Kirche in das Gemeinwesen hin öffnen, das waren die zentralen Fragen. Wie sehr die unterschiedlichen Strukturen: von der Staatskirche Dänemarks mit über 70 % Mitgliedschaft bis zu den pommerschen Teilen der Nordkirche mit einer Mitgliedschaft von teilweise unter 20% die Antworten auf diese Frage prägten, wurde in vielen Vorträgen und Gesprächen deutlich.

Dieser lohnende Austausch über Ländergrenzen hinweg soll in zwei Jahren in Dänemark eine Fortsetzung finden.

Ricarda Rabe



Der 4. Fachtag der Landkirchenkonferenz in der EKD findet am 20. September 2019 zum Thema „Kommuni(kati)on 4.0 im ländlichen Raum“ in Kassel statt.

Restplätze bitte bei Herrn Oberkirchenrat Andreas Jensen, andreas.jensen@ekd.de erfragen.

Die Dokumentation der 4. Landkirchenkonferenz in Bad Alexandersbad 2018 „Geht hin! Sozialraum- und Gemeinwesenorientierung der Kirche auf dem Land“ ist erschienen.

Sie ist ebf. im Kirchenamt der EKD (andreas.jensen@ekd.de) zu erhalten.

Mit vielen Berichten aus der Praxis haben Redlef Neubert Stegemann und Kirsten Erichsen aus dem Kirchenkreis Rendsburg-Eckernförde ihre Anleitung für einen Regionenprozess Kirche vor Ort versehen. Damit geben sie einerseits Rechenschaft über den von ihnen begleiteten Prozess in der Region Schwansen, andererseits laden sie zum Mit- und Nachmachen an anderen kirchlichen Orten ein. Sie liefern einen „Fahrplan“ in zwölf Schritten, ge-

ben Einblick in die Prozessarchitektur, zeigen Unterstützungsangebote und den Bedarf an finanziellen und personellen Ressourcen auf. Inspirierend für alle, die sich selbst auf den Weg machen wollen. Im Netz unter: https://www.kkre.de/fileadmin/bilder/Neue_Webseite/Allgemein/Aktuelles/Kirche_vor_Ort.pdf

Neuer Vorstand des Evangelischen Dienstes auf dem Land in der EKD

Die Mitgliederversammlung des EDL hat auf seiner Tagung 2019 Rolf Brauch, Referent im Kirchlichen Dienst auf dem Land der Evangelischen Landeskirche in Baden, und Ricarda Rabe, Referentin für Kirche und Landwirtschaft in der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers, zu Vorsitzenden gewählt.

Werner Hajek, Agrarreferent der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, Dr. Jan Menkhaus, KDA der Nordkirche, und Monika Nack, Referat Wirtschaft und Soziales in der Evangelischen Kirche von Kurhessen Waldeck, sind die weiteren Vorstandsmitglieder.

Veröffentlichung einer Sammlung von Gottesdienst- und Andachtsentwürfen zu den SDGs

Anne Freudenberg, Pastorin im Missionswerk der Nordkirche, Sabine Udodesku, Referentin für den Pilgerweg bei der EKD, und Dr. Ruth Gütter, Oberkirchenrätin im Referat Nachhaltigkeit der EKD, haben über 20 Kollegen und Kolleginnen aus den Landeskirchen motiviert, Gottesdienst- und Andachtsentwürfe zu fast allen SDGs zu schreiben. Damit wollen sie dazu beitragen, dass die SDGs stärker in den Gottesdiensten der Gemeinden behandelt werden. Und sie wollen dazu anregen, sich noch mehr theologisch und spirituell mit den Nachhaltigkeitszielen auseinanderzusetzen. Geordnet werden die Gottesdienstentwürfe zum einen nach dem Kirchenjahr und zum anderen nach den SDGs. Den Entwürfen werden jeweils eine kurze Einführung in die SDGs sowie Tipps für die Verortung der Gottesdienste vorangestellt.

Unter dem Titel "Woher kommt uns Hilfe? – Nachhaltig durch das (Kirchen)Jahr. Gottesdienste und Andachten zur den Nachhaltigkeitszielen der UN" kann die Sammlung unter www.ekd.de/nachhaltigkeit heruntergeladen werden. Die Printform ist bei Heike.Roziewski@ekd.de zu bestellen.

DAS INHABERGEFÜHRTE LANDWIRTSCHAFTLICHE FAMILIENUNTERNEHMEN

LEITBILD FÜR GESELLSCHAFT UND AGRARPOLITIK.

*Eine Positionierung des Evangelischen Dienstes auf dem
Lande in der EKD (EDL)*



1. AUSGANGSLAGE

Landwirtschaft hat grundsätzlich multifunktionale Aufgaben zu erfüllen: Sie produziert Lebensmittel sowie eine Vielzahl von öffentlichen und privaten Gütern. Sie ist Existenzgrundlage für die Erzeugerinnen und trägt Mitverantwortung für ein funktionierendes Ökosystem. Eine zukunftsfähige Landwirtschaft ist daher entscheidend davon abhängig, dass sie Produktionsprozesse in der Landwirtschaft definiert, die umfassend nachhaltig sind. Dazu gehört die Auseinandersetzung mit der Frage, wie Multifunktionalität der Landwirtschaft heute in zentralen Handlungsfeldern wie Tier- Umwelt- und Klimaschutz gelebt werden kann und wie diese Aufgaben entspre-

chend honoriert werden. Die Umsetzung dieses Rahmens auf der Betriebsebene ist der Freiheit, Kompetenz und Verantwortung der Landwirte zu überlassen.

Ausgelöst durch einen rasanten Agrarstrukturwandel, in Deutschland forciert durch die Wiedervereinigung mit zwei verschiedenen Landwirtschaftsmodellen, weltweit großen Herausforderungen im Umwelt- und Ernährungsbereich und einer Reform der Europäischen Agrarpolitik, stellt sich die Frage, wie das Leitbild des landwirtschaftlichen Betriebs aussehen soll. Auch in der Landwirtschaft in Deutschland gibt es ein Nebeneinander ganz unterschiedlicher Betriebsgrößen, -typen und -formen, Bewirtschaftungsweisen und Rechtsformen in einer großen Veränderungsdynamik. Die Ursachen für ganz unterschiedliche Ausprägungen von Landwirtschaft liegen u.a. bei den Landwirtschaftsfamilien, in der Gestaltung von Agrarpolitik, technischen Entwicklungen, gesellschaftlichen Erwartungen, ökologischen Erfordernissen und ökonomischen Fakten und Trends.

Die Betriebe werden im Durchschnitt der Flächenausstattung oder Tierzahlen immer größer werden. Die Treiber des Wandels sind die Kurve der Kostendegression, die dazu führt, dass in größeren Unternehmen mit geringen Stückkosten produziert werden kann, der rasante tech-



nische Fortschritt sowie die volatilen, offenen, globalen Agrarmärkte. Diese Entwicklung trägt maßgeblich dazu bei, dass der klassische Familienbetrieb mit Vater, Mutter und Kindern an die Grenzen stößt, weil der Wunsch nach Lebensqualität nicht mehr vernünftig abgebildet werden kann. Dazu gehört die Begrenzung der Arbeitsbelastung auf ein tragbares Maß, das nicht zu Gesundheitsgefährdungen im Bereich von Körper, Seele und Geist führt. Merkmale eines zumutbaren Arbeitsumfanges sind unter anderem Vertretungsmöglichkeiten im Krankheitsfall, die Möglichkeit, regelmäßig seinen Interessen und Hobbies nachzugehen, Einbindung in das soziale Leben, Möglichkeit zu Urlaub und Fortbildungen, Zeit für Partnerschaft, Familie und andere Beziehungen. Die zwei wichtigsten Faktoren hin zu größeren Einheiten sind also ökonomische Aspekte und Aspekte der Lebensqualität.

Größere Betriebe sind nicht mehr allein auf die Arbeitskapazität der Familie begrenzt. Deswegen spielen erweiterte Familienbetriebe mit Fremdarbeitskräften oder auch Kooperationsbetriebe durchaus mit verschiedenen Rechtsformen in Zukunft eine ganz entscheidende Rolle.

2. POSITIONIERUNG DES EDL

Für den EDL ist das „inhabergeführte landwirtschaftliche Familienunternehmen“ das Leitbild zukunftsfähiger Landwirtschaft. Konkret heißt das:

- » Die Unternehmensführung liegt in der Hand von einzelnen Personen und Familien, die im Unternehmen ganz unterschiedlich mit „Hand, Herz und Hirn“ tätig und verantwortlich sind.
- » Außerdem haben diese Führungskräfte haftungsrelevantes Eigenkapital im Unternehmen. Zu diesen Unternehmen gehören beispielsweise auch solche mit außerfamiliären Hofübergaben, also mit nicht-verwandtschaftlichen Beziehungen.
- » Bei diesen Unternehmen geht es in der Zielsetzung prioritär um die Entlohnung der Arbeit, d.h. um angemessene Einkommen, die entscheidender sind als die Kapitalrendite.

Wichtig ist, dass Entlohnung der familieneigenen Produktionsfaktoren wie Arbeit, Kapital und Boden durch die einzelnen Personen bzw. Familien selber gesteuert, entschieden und verantwortet wird. Die Größenordnungen sind unternehmerische individuelle Zielentscheidungen. Die Steuerung der Entlohnung der von den Personen oder Familien eingebrachten Produktionsfaktoren erlaubt eine hohe Robustheit gerade in volatilen Zeiten und schafft Leistungsanreize und Lebenszufriedenheit.

- » Diese Agrarunternehmen sind, gleich welcher Größe und Rechtsform in das soziale Umfeld wie dem Dorf oder der Region eingebunden und beteiligen sich am Leben in Gemeinde und Dorf. Dazu gehören ehrenamtliches Engagement oder Sponsoring.

3. KRITERIEN FÜR EINE LANDWIRTSCHAFT DER ZUKUNFT SIND NACH DEM VERSTÄNDNIS DES EDL

- » Eine nachhaltige Wirtschaftsweise in allen Dimensionen der Nachhaltigkeit: Ökologisch, ökonomisch und sozial,
- » eine von den Landwirten selbst festgelegte, für sie angemessene Entlohnung der eingebrachten Produktionsfaktoren,
- » eine Lebensqualität wie vergleichbare Berufsgruppen z.B. mittelständige Unternehmer oder Selbständige,
- » eine Orientierung und Einbindung an gesamtgesellschaftliche Werte durch den konstruktiven Dialog mit der Gesellschaft.



EDL GESCHÄFTSSTELLE:

Evangelische Landjugendakademie

Pfarrerin Anke Kreutz

Dieperzbergweg 13–17

57610 Altenkirchen / Westerwald

Tel: 0 26 81 / 95 16 0

E-Mail: info@kilr.de

Web: www.kilr.de

WIE GEFÄLLT IHNEN »KIRCHE IM LÄNDLICHEN RAUM«?

Leserinnen- und Leser-Umfrage

Wir möchten gerne wissen, wie Sie unser Angebot nutzen und was Ihnen daran gefällt – oder eben nicht. Wir freuen uns über Ihre Beteiligung, die uns helfen soll, unser Angebot weiter zu verbessern.

EDL GESCHÄFTSSTELLE:

Evangelische Landjugendakademie

Pfarrerin Anke Kreutz

Dieperzbergweg 13–17 · 57610 Altenkirchen

Tel: 0 26 81/95 16 0 · E-Mail: info@kilr.de

Ich lese die KILR:

- Ganz
- in Teilen
- bestimmte Rubriken
- gar nicht

Welche Teile/Rubriken?

Mit den Inhalten bin ich im Allgemeinen:

- Sehr zufrieden
- zufrieden
- unzufrieden

Das Layout:

- Gefällt mir
- gefällt mir nicht
- ist mir egal

Das Verhältnis von Text und Bildern:

- Ist ausgewogen
- zu textlastig
- zu bildlastig

Zu den einzelnen Teilen:

Die Arbeitshilfe nutze ich:

- Für mich
- eine Vorbereitungsgruppe
- gar nicht

Die Anregungen sind:

- Gut
- ausreichend
- für mich unbrauchbar

Ich bevorzuge:

- Eine ausgeführte Gottesdienstform
- Alternative Gottesdienste
- Ideensammlungen

Ich finde die Themen der KILR

(Mehrfachnennungen möglich)

- Spannend
- ansprechend
- abwechslungsreich
- langweilig
- wichtig für meine Arbeit
- wichtig für mich persönlich
- unwichtig
- anregend
- ärgerlich

Ich fände ein Heft zu folgenden Themen spannend:

Die Artikel sollten folgende Länge haben:

- 1 Seite
- 2 Seiten
- 3-4 Seiten
- länger

Besonders gut gefallen mir Artikel, die ...

Gar nicht gefallen mir Artikel, die ...

Die Informationen

- interessieren mich
- nutze ich nicht
- sind das Wichtigste für mich

Welche Informationen wünschen Sie sich verstärkt?

Zu Publikation und Preisgestaltung:

Ich bevorzuge

- Print
- online
- beides

Ich bin bereit für das Heft zu bezahlen:

- ja
- nein
- kommt darauf an

Den Preis finde ich

- zu niedrig
- angemessen
- zu hoch

Die jährliche Erscheinungsweise ist

- genau richtig
- zu wenig
- zu viel

Bitte senden Sie den elektronisch oder schriftlich ausgefüllten Fragebogen an die EDL-Geschäftsstelle.

Vielen Dank für Ihre Zeit!
Für die Redaktion: Anke Kreutz



IMPRESSUM

**Herausgegeben im Auftrag des
Evangelischen Dienstes auf dem Land (EDL)**

Redaktionskreis:

Anke Kreutz, Altenkirchen (Geschäftsführung,
Schriftleitung); Rolf Brauch, Karlsruhe; Ricarda Rabe,
Hannover; Peter Riede, Karlsruhe

Verlag und Redaktion:

Evangelische Landjugendakademie
Dieperzbergweg 13–17, 57610 Altenkirchen/Ww.
Telefon 0 26 81/95 16 -0
E-Mail: kilr@lja.de
Bestellungen: bestellen@kilr.de

Bildnachweise:

Titel: Carsten Liersch
S. 6: Adobe Stock, rawpixel.com
S. 7, 9: pixabay.com
S. 15: Nasa, Apollo 8 Earthrise
S. 26: Andi_Graf, Pixabay.com
S. 39: Nikola S. / photocase.de
S. 53: Sthob / photocase.de

Alle anderen Fotos wurden uns von den Autorinnen
und Autoren zur Verfügung gestellt.

Layout & Satz:

www.bauwerk-design.de, Carsten Liersch

Druck:

Druckerei Lokay e. K.
Königsberger Str. 3 . 64354 Reinheim

Umweltfreundlich gedruckt auf 100% Recyclingpa-
pier, mit Farben auf Basis nachwachsender Rohstoffe.

Die Zeitschrift „Kirche im ländlichen Raum“
erscheint jährlich.

Bestellbedingungen:

Inland:
Einzelheft: € 6,00 plus Porto
Ausland: € 9,00 plus Porto
für Auszubildende und Studenten (mit Beleg): € 5,00

Abo: € 6,00 inkl. Porto
Wenn Sie ein Abonnement haben, wird Ihnen das
Heft automatisch zugeschickt.

Bestellungen an den Verlag,
Manuskripte, redaktionelle Mitteilungen,
Rezensionsexemplare werden an die Re-
daktion erbeten. Für unverlangte Einsen-
dungen wird keine Haftung übernommen.
Nachdruck ist nur mit Genehmigung der
Redaktion gestattet.

www.kilr.de

In Zusammenarbeit mit:



in der Evangelisch-Lutherischen
Landeskirche Hannovers



Schon mal draufgeklickt?

Das Internetportal
www.kilr.de stellt aktuelle
Themen der Kirche in ländli-
chen Räumen vor und weist
auf Veranstaltungen hin.